



Braunschweigische Heimat



Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

96. Jahrgang, Ausgabe 01/2010

UB Braunschweig

0800 7743



Aus dem Inhalt:

Der Wolfenbütteler Schlossplatz
um das Jahr 1740

Natur erleben in Riddagsh

Die Landmaschinenfabrik „Gebr. Welger“

UB Braunschweig

GG 7 M7



Bernd Berger

Blütenwanderung zwischen Harz & Heide

Vom Frühling bis zum Herbst zeigt dieses Buch Blumen und deren Blütezeiten, wie Märzenbecher, Türkenbund, Adonisröschen sowie Löwenzahnwiesen und Kartoffelfelder, aber auch die botanische Kuriosität – die Riesenseerose „Victoria“ im Botanischen Garten der TU Braunschweig. Auf Wildorchideen, den Diptam und blühende Leberblümchen sei der Blumenliebhaber besonders hingewiesen, aber auch auf ihren besonderen Schutz.

Das Büchlein soll kein Bestimmungsbuch sein, sondern alle Naturfreunde (besonders durch die guten Wegbeschreibungen) unterwegs auf die Schönheiten am Wegesrand zwischen Harz & Heide aufmerksam machen.

Appelhans Verlag Braunschweig
ISBN 978-3-937664-77-4, 8,90 Euro

Abbildungen Titelseite:

oben:

Die Windmühle in Halchter
(Seite 28)

mitte:

Der Wolfenbütteler
Schlossplatz im Jahre 1740
(Seite 1)

unten links:

Amphibien in Riddagshausen
(Seite 8)

unten rechts:

Welger-Rundballenpresse
(Seite 17)

3	Der Wolfenbütteler Schlossplatz um das Jahr 1740 <i>von Hans-Henning Grote</i>	Die Rekonstruktion des Schlossplatzes als Computer-Simulation
7	Von Wasser und Feuer <i>von Gerd Biegel</i>	Osterbräuche in Niedersachsen
8	Natur erleben in Riddagshausen <i>von Bernd Hoppe-Dominik, Silke Grefen-Peters und Horst Grunert</i>	Vor den Toren der Stadt Braunschweig
12	Der Uhu ist als Brutvogel in Niedersachsen gefährdet <i>von Rolf Jürgens</i>	Die fast ausgerottete größte Eule Europas
13	Die Wege der Frauen <i>von Sandra Donner</i>	Frauen in Wolfenbüttel
15	Nachdenkliches zur Walpurgisfeiern <i>von Gerd Biegel</i>	Der Volksglauben an Hexen und Brockenfahrt in der Walpurgisnacht
17	Die Landmaschinenfabrik der Gebrüder Welger <i>von Eyke Isensee</i>	... und ihre „Helfer in der Ernte“
20	Mühlenbau und Mühlen im Braunschweiger Land <i>von Rüdiger Hagen</i>	... eine bemerkenswerte Brücke zwischen Tradition und Moderne
28	Windmühle am Bungenstedter Turm in Halchter <i>von Bärbel Niebuhr</i>	Die Instandsetzung der 1880 errichteten Holländer-Mühle
30	Armut bedeutet Tod <i>von Gerd Biegel</i>	Eine frühe Debatte um die Kosten der Gesundheitsreform
31	90. Gebürsdag <i>von Rolf Ahlers</i>	1920 – 2010 – 2100
32	Frühling im Landschaftsschutzgebiet Lah – Küblinger Trift und im Südelm <i>von Rolf Jürgens</i>	Goldammer, Bärlauch, blühender Weißdorn gestern – heute – morgen

Rubriken

Neue Bücher	2
Impressum	16
Termine	31

Der Wolfenbütteler Schlossplatz um das Jahr 1740

Text von Dr. Hans-Henning Grote

Großzügig und weit breitet sich der Platz vor dem Ostflügel der ehemaligen Residenz der Wolfenbütteler Herzöge aus. In wohlkalkulierter Absicht ermöglicht er eine ungehinderte Sicht auf die klar gegliederte Hauptfassade des Schlosses und die italienisch anmutende Grabeneinfassung mit ihrem reichen Figuren- und Vasenschmuck. Beim Betrachten dieses gelungenen Architekturensembles fällt es nicht leicht zu glauben, dass die gesamte Platzfläche einst eng bebaut und dicht besiedelt war. Und doch stellt der Schlossplatz einen der ältesten Siedlungsbereiche der Stadt dar: Ein Netz von Straßen und engen Gassen durchzog ein Quartier, dessen Häuser bis unmittelbar an den Schlossgraben reichten. Erst wenige Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges veranlasste Herzog August der Jüngere (reg. 1635-1666) – wohl um das Jahr 1643 – den Abriss aller Gebäude, um Raum für einen Platz zu schaffen, der zum Exerzieren und für festliche Aufzüge genutzt werden sollte.

Das ursprüngliche Aussehen des Schlossplatzes ist kaum dokumentiert – lediglich einige wenige Kupferstiche und Handzeichnungen geben Hinweise auf die Platzgestaltung im 17. und 18. Jahrhundert. Um eine Vorstellung zu vermitteln, wie der Wolfenbütteler Schlossplatz um das Jahr 1740, als die barocke Umgestaltung vollendet war, aussah, hat der Autor in enger Zusammenarbeit mit Herrn Dipl.-Ing. Elmar Arnhold und Herrn Dipl.-Ing. Frank Ziehe eine Rekonstruktion des baulichen Zustandes in Form einer Computer-Simulation geschaffen. Eine behutsame und gründliche Auswertung der Quellen (historische Abbildungen, Grundrisse, Stadtpläne und der aktuelle Gebäudebestand) war hierfür die Voraussetzung. Auf einem virtuellen Rundgang kann nun in der Filmversion der Simulation, die im Schlossmuseum gezeigt wird, der Wolfenbütteler Schlossplatz auf dem Höhepunkt seines barocken Glanzes abgesritten und erlebt werden.

Abb. 1:
Der Schlossplatz, Blick von Osten auf das Residenzschloss mit Hausmannsturm und Schlosskapelle.





Abb. 2 (oben):
 Blick vom Schlossplatz nach
 Nordwesten, von rechts nach
 links: Zeughaus, Bibliotheksro-
 tunde, Haus des Oberkammerdie-
 ners (späteres Lessinghaus), Resi-
 denzamt, Residenzschloss.

Abb. 3 (unten links):
 Residenzschloss mit Hausmanns-
 turm (rechts) und Schlosskapelle
 (Mitte), Schlossküche und
 Schlachthaus (links) sowie dem
 Westflügel des „Kleinen Schlos-
 ses“.

Abb. 4 (unten rechts):
 Residenzschloss mit Schlosska-
 pelle, Schlossküche und Schlach-
 thaus (Bildmitte) und dem West-
 flügel des „Kleinen Schlosses“
 (links).

Der Siedlungsbereich, der den heutigen Schlossplatz und die angrenzenden Straßen umfasst, ist um wenige Jahre jünger als die Burg Wolfenbüttel, die erstmalig um das Jahr 1191 urkundlich erwähnt wird. Die Burg, die im Mittelalter aus Kern- und Vorburg bestand, erhob sich auf einer festen Landzunge, die in die morastige Aue des Okerflusses ragt. Die Gebäude vor der herzoglichen Burg bildeten möglicherweise ein sogenanntes „Vorwerk“, in dem die Hofleute lebten – im Jahr 1315 taucht erstmals die Bezeichnung „Damm“ für diesen Siedlungsbereich auf. Der Graben, der Burg und „Damm“ schied, speiste sich aus dem Wasser der Oker, deren Hauptlauf sich im Osten des „Dammes“ erstreckte. Der sumpfige Untergrund des Vorwerkes wurde mit großer Wahrscheinlichkeit von einem festen Knüppeldamm durchzogen, der das Mühlentor im Westen mit dem östlich gelegenen Dammtor verband. Nachdem Wolfenbüttel ab Mitte des 14. Jahrhunderts zur Residenzburg des Fürstentums Braunschweig-Wolfenbüttel ausgebaut wurde, erhielt auch der „Damm“ eine Befestigung mit Mauer und

Toren, die im 16. Jahrhundert mehrfach erneuert und verstärkt wurde. Seit dieser Zeit spricht man von der Dammfestung – im 17. Jahrhundert etabliert sich auch der Begriff „Zitadelle“. Mit dem bereits erwähnten Abriss der alten Bebauung unmittelbar vor der Burg im 17. Jahrhundert, entstand eine Platzanlage, in deren Zentrum sich die Residenz der Herzöge erhob. Diese verwandelte sich mit den neuen Barockfassaden zu Beginn des 18. Jahrhunderts von einer wehrhaften Burg in ein prächtiges Schloss. Hinzu kamen die Neuanlage des „Kleinen Schlosses“ und die Errichtung der weltberühmten Bibliotheksrotunde.

Nachdem die Herzöge im Jahr 1754 die Residenz nach Braunschweig verlegten, verloren das funktionslos gewordene Schloss und die umgebenden Prunkbauten an Bedeutung. 1791 riss man zwei Flügel des „Kleinen Schlosses“ ab, und vier Jahre später fielen die Nebengebäude des ehemaligen Residenzschlosses (Schlosskapelle, Hofküche und Schlachthaus) der Spitzhacke zum Opfer. Die Mauern und Tore der Dammfes-



tung ließ man zwischen 1803 und 1804 niederlegen. Im Jahr 1887 riss man schließlich auch die einst so berühmte Bibliotheksrotunde ab – als Ersatz errichtete man wenige Schritte entfernt das neue Bibliotheksgebäude aus Stein, die sogenannte „Bibliotheca Augusta“, die noch heute steht. Auch die alte Damm-Mühle (1462 erstmals erwähnt) musste in dieser Zeit einem Neubau weichen.

Die hier folgende Beschreibung des Schlossplatzes und der ihn umgebenden Gebäuden orientiert sich an den beigefügten Abbildungen, die der Computer-Simulation entnommen sind.

Die Westseite des Platzes wurde von dem mächtigen Gebäudekomplex des fürstlichen Residenzschlusses dominiert. Die barocke Prunkfassade entstand zwischen 1714 und 1717 unter Herzog August Wilhelm (reg. 1714-1731) nach Plänen von Landbaumeister Hermann Korb (1656-1735). Charakteristische Akzente der Schloss-Silhouette wurden vom 1613 errichteten Renaissance-Helm des Hausmannsturmes und dem massiven Zentralbau der aus dem 16. Jahrhundert stammenden Schlosskapelle gesetzt. Seitlich schloss der eingeschossige Baukörper der ehemaligen Schlossküche an, dahinter befand sich das Gebäude des Schlachthauses.

Südlich des von einer Figurenbalustrade eingefassten Schlossgrabens erhob sich auf hufeisenförmigem Grundriss das „Kleine Schloss“. Der Gebäudekomplex war aus der ehemaligen fürstlichen Kanzlei (erstmalig 1526 erwähnt) hervorgegangen. In der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts diente das Gebäude als Prinzenresidenz, und zwischen 1687 und 1714 stellte man die Räume der Wolfenbütteler Ritterakademie zur Verfügung. Von 1714 bis zur Residenzverlegung nach Braunschweig wurde das „Kleine Schloss“ von den Angehörigen der welfischen Nebenlinie Braunschweig-Bevern bewohnt.

Von den Gebäuden auf der Südseite des Platzes sind heute vier Fachwerkhäuser erhalten. Das Eckhaus mit steinerem Untergeschoss diente bis 1754 als Kommandantur – das ursprüngliche Zwerchhaus wurde im 20. Jahrhundert aus denkmalpflegerischer Sicht unangemessen verändert. Das Dammtor, das den Zugang der Dammfestung aus Richtung Heinrichstadt sicherte, beherrschte die östliche Flanke des Platzes. Die zum Schlossplatz gerichteten Anteile des Tores stammten noch aus der Mitte des 15. Jahrhunderts. Zwischen 1715 und 1720 errichtete man daneben drei Hofbeamtenhäuser nach Entwürfen von Landbaumeister Korb, der auch die Pläne für die Schlossfassade geliefert hatte. Zwischen dem Meißnerhaus (nach Hofbuch-

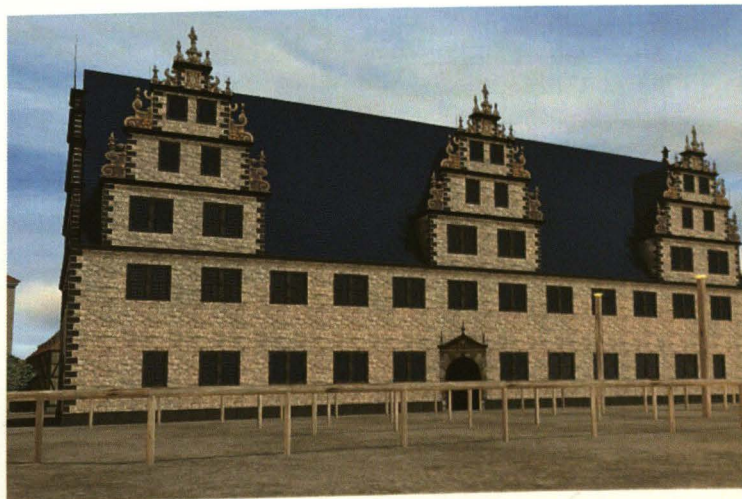


Abb. 5: Das „Kleine Schloss“ vom Schlossplatz nach Süden.

Abb. 6: Blick vom Schlossplatz auf das Dammtor, das Kommandantenhaus (rechtes Eckhaus neben dem Dammtor) und das „Meißnerhaus“ (links).

Abb. 7: Blick vom Schlossplatz nach Osten.

Abb. 8: Blick vom Schlossplatz auf das Zeughaus, im Vordergrund die Reitbahn.



händler Johann Christoph Meißner benannt), das die Beamtenhäuserreihe nach Süden abschloss, und dem Dammtor erhob sich ein weiteres, im frühen 19. Jahrhundert errichtetes Wohnhaus, das man 1963 niederriss.

Das zwischen 1613 und 1618 nach Plänen von Paul Francke erbaute Zeughaus nahm den größten Teil der nördlichen Platzseite ein. Vor der zum Platz gerichteten Längsseite des Gebäudes befand sich eine von Holzgattern begrenzte Reitbahn, die man für festliche Aufzüge, sogenannte „Carousells“, und Reiterspiele nutzte. Neben dem Zeughaus erhob sich die zwischen 1706 und 1710 von Herzog Anton Ulrich (reg. 1685-1714) nach Entwürfen von Hermann Korb erbaute Bibliotheksrotunde, deren Erdgeschoss als Pferdestall genutzt wurde (eine Pferdeschwemme, in der man die Tiere wusch, befand sich gleich gegenüber am

Schlossgraben) – die eigentliche Büchersammlung hatte man in den oberen Stockwerken untergebracht.

Zwischen Zeughaus und Bibliotheksrotunde befand sich etwas zurückgesetzt das fürstliche Wagenhaus, das die fürstlichen Kutschen und Schlitten beherbergte. Westlich des Bibliotheksgebäudes erhob sich das Wohnhaus des Fürstlichen Bibliotheksliegers. Das Haus, das heute noch steht, wird „Lessinghaus“ genannt, denn von 1777 bis 1781 war Gotthold Ephraim Lessing (1729-1781) als Leiter der Bibliothek tätig.

Zwischen der Damm-Mühle, die den Platz im Westen abschloss, und dem „Lessinghaus“ befand sich ein Gebäudekomplex, in dem man zwischen 1669 und 1744 die Verwaltung des Residenzamtes untergebracht hatte.

Abb. 9 (oben):

Blick von Nordosten auf den Schlossplatz, das Residenzschloss und das „Kleine Schloss“.

Abb. 10 (unten):

Blick von Westen auf den Schlossplatz, von links nach rechts: Residenzamt, Haus des Oberkammerdieners (späteres Lessinghaus), Bibliotheksrotunde, Kornspeicher, Zeughaus, „Meißnerhaus“, Dammtor, Residenzschloss mit Hausmannsturm.



Alle Abbildungen veranschaulichen die Zeit um 1740, Nachweis: Schloss Wolfenbüttel Museum in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgemeinschaft gebautes Erbe, Braunschweig.

Von Wasser und Feuer – Osterbräuche in Niedersachsen

Text von Prof. Dr. h. c. Gerd Biegel, Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig

Mit dem Wort Ostern ist im althochdeutschen »ostarun« ein heidnisches Frühlingsfest verbunden. Im christlichen Sinne jedoch handelt es sich um das älteste christliche Fest, hervorgegangen aus der christlichen Umdeutung des jüdischen Passah. Es dauerte lange, bis sich das Osterfest allgemein durchgesetzt hatte, jedoch war längst vorher bereits im Brauchtum etabliert. Auch in Niedersachsen war es mit zahlreichen Bräuchen und Riten verbunden, die noch auf heidnischen Ursprung zurückgingen. Der bekannteste der überlieferten Osterbräuche hängt mit dem Osterwasser zusammen, denn das Wasser war Symbol für Leben und Fruchtbarkeit. Besonders wichtig es für die Mädchen: wer sich mit dem Osterwasser aus einem Bach gewaschen hatte, wurde bildschön und vertrieb seine Sommersprossen. Wurde jedoch beim Schöpfen geredet, verlor das Osterwasser jegliche Heilkraft. – war der Grund für den Bruch des Schweigens ein junger Mann, verwandelten sich Sommersprossen in Warzen.

Auch das Schmücken der Brunnen mit ostereiverzierten Girlanden oder kleinen Ostereibäumchen war Ausdruck der Dankbarkeit für das lebensspendende Wasser. Reste dieses Brauches, jedoch sinnentleert, sind »wiedererstanden«, indem zunehmend Bäume und Sträucher in Vorgärten mit bunten Ostereiern geschmückt werden, wie es in den letzten Jahren in vielen Orten verstärkt zu beobachten ist. Immer wieder spielte bei den Bräuchen die Liebe eine Rolle und das Misstrauen der Mädchen wegen der Treue ihrer Liebhaber. Daher prüfte man in der Osterwoche diese Treue, indem die Mädchen nachts den Küchentisch scheuern mussten. Erschien dabei der Liebste durch den Kamin, war er treu gewesen – erschien er nicht: dann dürfte der Haussegen ins Wanken geraten sein. Auch Eiersuchen, Eierlaufen und Eiertrudeln lassen sich in Norddeutschland nachweisen, die zu den vor allem bei Kindern beliebten Osterspielen zählen. Zu erwähnen sind auch die modernen, aber schon fast Tradition gewordenen Ostermärkte.

Am Ostersonntag werden schließlich auch sie wieder brennen, die vielen hundert Osterfeuer im ganzen Land. Sie haben eine lange Tradition, die weit zurückreicht in vor- und frühgeschichtliche Zeiten. Eine frühe Nachricht zum Osterfeuer gibt es aus römischer Zeit. Kaiser Konstantin der Große, der sich kurz vor seinem Tode (337 n. Chr.) noch taufen ließ, veranstaltete jeweils in der Nacht vor Ostern gewaltige Freudenfeuer. Im Christentum verdanken wir eine erste Nachricht über das Osterfeuer (ignis pachalis) Bonifatius, der in einem Brief im Jahr 751 an Papst Zacharias (741-752) über diesen »deutschen« Brauch Hinweise erbat, wie er sich dazu verhalten solle. Die Antwort der Curie machte deutlich, dass es sich um einen heidnischen Kult aus vorchristlicher Zeit handelte, der in abgewandelter Form von der deutschen Kirche übernommen worden sei.

Aus zahlreichen Quellen, wie etwa von dem Helmarshäuser Benediktiner Conrad Fontanus aus dem 13. Jahrhundert,

wissen wir, dass der Brauch des Osterfeuers vor allem in Norddeutschland, besonders in Niedersachsen und Westfalen, ausgeübt worden ist. Er berichtet etwa aus Südhannover, dass auf dem Retberg zwischen Retberg und Wiebrechtshausen das Volk am Ostertag »mit der Sonnen Untergang noch bei Menschengedenken das Osterfeuer gehalten habe, welches die Alten Bockshorn geheißen«.

Mit diesem ursprünglich heidnischen Brauch feierte man die Auferstehung der Natur und das Osterfeuer sollte den Winter endgültig »zum Schmelzen« bringen, um dem Frühling den Weg zu ebnen. Fröhlichkeit, Freude und Gesang waren damit verbunden, band sich doch später selbst die Kirche mit ihrem Auferstehungsfest in diesen Brauch ein. Von dem Wolfenbütteler Schulrektor Reiskius erfahren wir zum Jahr 1696: *»Dahero noch heute zu Tage, sonderlich bei den Paptisten, am 1. Ostertage abends ein Feuer unter freiem Himmel von zusammengetragenen Holz bei großem Zulauf alter und junger Leute angezündet, ein deutsch oder lateinisch Lied dabei gesungen und endlich mit Ueberspringen die Lust so lange fortgesetzt wird, bis das Feuer nach verbranntem Gehölze ausgelöscht, darauf ein jedweder nach seinem Hause sich verfüget und einen Brand mit dahin einträgt aus abergläubischer Meinung, es werde hierdurch vom Donnerwetter unbeschädigt und er nebst den Seinigen von schädlichen Feueranzündungen also bewahret sein«*. Deutlich erfährt man, dass sich in der Neuzeit christlicher Brauch und heidnischer Aberglaube miteinander verbunden hatten. Lange vor Ostern begann man Holz zu sammeln, war doch ein regelrechter Wettstreit zwischen den Dörfern um den größten »Osterberg« und das stärkste und hellste Osterfeuer entstanden.

Zahlreiche und regional unterschiedliche Bräuche waren und sind mit dem Osterfeuer verbunden, so das Tanzen, Springen, Singen, Fackelschwingen, Raketenschießen und Anschwärzen mit der Holzkohle des Feuers. Böllerschüsse und der Sprung über das verlöschende Feuer sind als begleitende Unterhaltung ebenfalls überliefert.

Diese Aktivitäten waren über ganz Norddeutschland verbreitet. Das Fackelschwingen allerdings war ein besonderer Brauch im alten Land Braunschweig. Stets waren mit den meisten Osterbräuchen Glaube und Hoffnung, Aberglaube und Schutzwünsche verbunden. Etwa beim Osterfeuer die Erwartung, dass, so weit das Licht der Feuer auf dem Land erreichte, so weit würden im Sommer schließlich die Felder fruchtbar werden und reiche Ernte liefern. Und wenn die Asche über das Feld verweht wird, soll dies die Fruchtbarkeit noch erhöhen und gleichzeitig Schädlingsbefall verhindern, vor allem den gefürchteten Mäusefraß. Die Asche konnte aber auch im Trinkwasser für das Vieh aufgelöst werden, um dieses vor Seuchen zu schützen. Und schließlich mussten die Osterfeuer hell lodern und weithin sichtbar sein, denn alle Gebäude (auch in der Stadt), die von Osterfeuern erhellt wurden, sollten ein Jahr lang vor Feuer bewahrt und deren Bewohner vor Krankheiten geschützt sein.



Vor den Toren der Stadt: Natur erleben in Riddagshausen

Text und Fotos von Dr. Bernd Hoppe-Dominik, Dr. Silke Grefen-Peters und Dr. Horst Grunert

Das Teichgebiet Riddagshausen am Rande Braunschweigs verdankt seine Entstehung dem Schaffen der Zisterziensermönche vor rund 900 Jahren. Aus der ursprünglich zur teich- und landwirtschaftlichen Nutzung kultivierten Bruchlandschaft entwickelte sich im Laufe der Zeit wieder eine naturnahe Teich-, Wiesen- und Waldlandschaft mit vielfältigen Biotopen. Das Gebiet umfasst Fischteiche und Kleingewässer mit Schwimmblatt- und Unterwasservegetation sowie Verlandungszonen mit breiten Röhricht- und Großseggenbeständen. Die Mehrzahl der Teiche wird heute von einem Berufsfischer bewirtschaftet. In den Bruchwäldern, den alten Eichenwäldern in der Buchhorst sowie auf den weiten Grünlandflächen finden sich Lebensräume für viele seltene Tier- und Pflanzenarten. Eine besondere Attraktion sind die Schottischen Hochlandrinder in der Weddeler Grabenniederung.

Das Naturschutzgebiet und Europareservat Riddagshausen ist Teil des zusammenhängenden ökologischen Netzes von Schutzgebieten, das unter der Bezeichnung „Natura 2000“ im Sinne der Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie sowie der EU-Vogelschutzrichtlinie entwickelt wird. Die wertvollsten Lebensräume im Naturschutzgebiet befinden sich im Bereich des Schapenbruchteichs, der seit über 20 Jahren nicht mehr für die Fischerei genutzt wird.

Um in diesem wichtigen Naherholungsgebiet allen Besuchern die besonderen Tiere, Pflanzen und Landschaftselemente näher zu bringen, hat die Stadt Braunschweig einen Naturpfad mit mehreren Erlebnisstationen angelegt. Dies war nur mit finanzieller Unterstützung durch das Land Niedersachsen und der Europäischen Union im Rahmen des Programms „Natur erleben“ möglich. Verkehrstechnisch ist das Naturparadies problemlos zu erreichen und auch die Gastronomie bietet für Ausflügler ein abwechslungsreiches Angebot.



Station A



Station B

Station A:

Libellen – Flugkünstler über dem Wasser

Auf dem Europawanderweg, ein kurzes Stück hinter dem Bahnhof Schapen und der Gaststätte „Schäfersruh“, befindet sich die Libellenstation. Hier wird dem Besucher die Lebensweise der wohl interessantesten Bewohner dieses artenreichen Lebensraumes vorgestellt. Keine andere Tiergruppe zeigt fast ihr gesamtes Verhaltensrepertoire im Flug: Revierverteidigung, Beutefang, Partnersuche, Kopulation und Eiablage. Dieses eindrucksvolle Naturschauspiel spielt sich im unmittelbaren Beobachtungsbereich der Besucher ab.

Der aufmerksame Beobachter kann hier die einzelnen Reviere der Libellen entdecken: ihre Sitzwarten im Schilf, wo das Männchen der Großen Königslibelle aufmerksam sein Revier beobachtet und bei Eindringen eines Fremden sofort startet, um den Rivalen zu verteidigen. Eindrucksvolle Flugmanöver zeigen die Große Königslibelle und der Vierfleck bei der Eroberung eines Weibchens. Die Beobachtung des Tandemfluges von Männchen und Weibchen vor der Eiablage ist durch die zahlreichen, hier lebenden Arten bei sonnigem Wetter in den Sommermonaten gewährleistet. Typische Hochsommerlibellen sind die Heidelibellen, die Männchen sind leuchtend rot gefärbt. Im Tandem fliegen sie zur Eiablage und legen mit wellenförmigen Flugbewegungen die Eier auf die offene Wasseroberfläche oder in die Ufervegetation ab. Ein besonderes Erlebnis ist das Schlüpfen der Libellen aus dem letzten Larvenstadium von Mai bis August und die damit eintretende Verwandlung vom Leben im Wasser als Larve zum Fluginsekt. Die an den Halmen aufzufindenden leeren Chitinhüllen der geschlüpften Larven (Exuvien) bieten Anschauungsmaterial, sich mit der Metamorphose der Libellen auseinander zu setzen.

Von der Aussichtsplattform über dem flachen Kleingewässer können schon im Frühjahr Kamm- und Teichmolche beobachtet werden. Im Sommer sind dann die länglichen Larven der Schwanzlurche durch ihre drei Paar äußeren Kiemen am Vorderkörper gut von den Kaulquappen der Frösche und Kröten zu unterscheiden. Die Schwimmblätter des Wasserhahnenfußes mit seinen feinen weißen Blüten bilden auf den Gräben eine dichte Pflanzendecke, von Mai bis Juni sind die rosafarbenen Blütentrauben der Wasserfeder zu entdecken.

Station B:

Rinder pflegen das Grünland

Auf einem bis zu fünf Metern aufgeschütteten Dammweg lässt sich die Weite der Weddeler Grabenniederung erleben. Tiere sind von jeher Anziehungspunkte, die zum Beobachten einladen. Die in der der Weddeler Grabenniederung gehaltenen Schottischen Hochlandrinder stehen stellvertretend für die ursprünglich hier vorkommenden Wildrinder. Auf den Feuchtwiesen wirken sie als „Landschaftspfleger“, halten die Landschaft offen und schaffen so Lebensräume für zahlreiche gefährdete Tier- und Pflanzenarten. Ange-



Station C

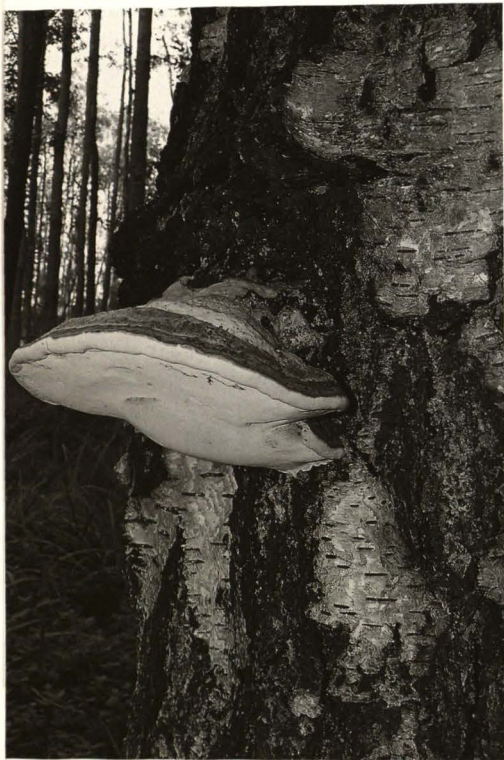
lockt von der Vielfalt der vorkommenden Insekten geht der Neuntöter auf Nahrungssuche und wählt gern die Weidezäune als Sitzwarte.

Die Schönheit der abwechslungsreichen Landschaft kann der Besucher von den Sitzbänken auf der Plattform inmitten der Feuchtwiesen genießen. Hier hat die Rohrweihe ihr Jagdrevier, ihr schaukelnder Flug kann ohne Fernglas beobachtet werden. Sogar der Kiebitz findet ungestörte Brutplätze, Nilgänse und Weißstörche sind regelmäßig anzutreffen. Mit viel Glück ist im Frühjahr der meckernde Balzruf der Bekassine zu hören. Sogar das Rehwild fühlt sich in dem abgezaunten, großen Weidegebiet völlig sicher. Im Frühsommer bilden auf den aufgestauten Wiesen die Schwertlilien dichte Bestände. An heißen Tagen nutzen die Rinder die weiten Wasserflächen gern als Badestelle. Im Spätsommer, nachdem die Brut- und Laichzeit der Vögel und Amphibien beendet ist, wird über den Mönch am alten Bahndamm das aufgestaute Wasser abgelassen und die Wiesen fallen langsam wieder trocken.

Station C:

Amphibien – Leben in Teich und Tümpel

Am Übergang des Dr.-Willke-Weges zum Schapener Graben wurden mehrere flache Gewässer angelegt. Der Beobachtungsdamm bietet hier einen Überblick über die weiten Wiesenflächen am südlichen Rand von Könneckenrode. Im zeitigen Frühjahr laicht hier der Moorfrosch. Die glucksenden Balzrufe der zur Paarungszeit leuchtend blau gefärbten Männchen sind schon Ende März zu hören. Später werden diese flachen Gewässer auch von Erd- und Knoblauchkröten zur Paarung und Eiablage aufgesucht. Im Sommer ist das lebhafteste und oft lautstarke Treiben der Grünfrösche in den Tümpeln nicht zu überhören, ein Rascheln im Gras verrät uns die Anwesenheit der Waldeidechse.



Station C



Station D

Station D: Pilze – unsichtbares Geflecht im Waldboden

Riddagshausen ist für Pilze ein idealer Lebensraum wie man ihn in Niedersachsen kaum noch einmal findet. Durch die vielfältigen Bodensubstrate, unterschiedliche Baumarten aller Altersstufen mit hohem Totholzanteil kann der Besucher in der Buchhorst seltene und gefährdete Arten sogar nah am Wegesrand entdecken. Die Informationstafeln geben eine Bestimmungshilfe und eine Übersicht über die Lebensweise, die Ansprüche der Pilze an ihren Lebensraum und das Vorkommen der einzelnen Arten.

Dabei sollte der Besucher des Pfades seinen Blick nicht nur auf den Waldboden richten. Viele seltene und interessante Arten finden sich auf abgestorbenen Baumstubben, auch an den Stämmen von Eichen, Birken und Buchen lassen sich große, bizarr geformte Pilzkörper erkennen. Baumpilze, wie Judasohr, Zunderschwamm oder Birkenporling, sind häufige Arten.

Station E: Lebendige Feldflur

Einen Kontrast zu dem Naturerleben an den Teichen, auf dem Grünland und im Wald bietet die Station am Nehrkornweg mit den Tieren und Pflanzen unserer Feldflur. Nur durch die extensive landwirtschaftliche Nutzung eines Biolandwirts ist es am Legdenanger möglich, die besonderen Lebensräume mit ihrer Artenvielfalt zu erhalten.

Der neue Beobachtungsstand bietet einen herrlichen Ausblick über die Felder des Legdenangers bis hin zur Klosterkirche in Riddagshausen. Im nahen Felddrain zieht der Rotfuchs in einem künstlich angelegten Bau seine Jungen auf, Feldhase, Rotmilan und Graugänse lassen sich auch ohne Fernglas gut beobachten. Zwischen den genutzten Acker- und Wiesenflächen schaffen blühende Weg- und Feldränder ideale Lebensbedingungen für die licht- und sonnenhungrige Tier- und Pflanzenwelt. In den Acker- randstreifen finden Feldhasen, Fasane und die seltenen Rebhühner auch nach der Mahd und Ernte Nahrung, Schutz und Nistplätze. Auf den Informationstafeln werden die hier vorkommenden besonderen Arten dem Besucher vorgestellt.

Weiter auf dem Nehrkornweg in Richtung Riddagshausen kommen wir direkt an einem angelegten Kleingewässer vorbei, ein Steg mit Plattform ermöglicht die Beobachtung von Amphibien zwischen dem dichten Bewuchs der Wasserpflanzen. Dieser Tümpel ist Laichplatz der Knoblauchkröte, die hier am Rande zu den Ackerflächen des Legdenangers einen idealen Lebensraum gefunden hat. Ein Neubürger in Riddagshausen ist

der Laubfrosch. Durch ein bislang sehr erfolgreiches Wiederansiedlungsprojekt kommt diese einst weit verbreitete Art nun auch hier wieder vor. Von April bis Juni ist der laute Balzruf der blattgrün gefärbten Männchen an warmen Abenden von Beginn der Dämmerung bis spät in der Nacht weit zu hören.

Station F: Bienen

Am Nehrkornweg, auf der Wiese vor dem Haus Entenfang, befindet sich die Bienenstation. Honigbienen sind typische Höhlenbrüter, die in der Natur ihre Nistplätze in hohlen Bäumen oder Felsspalten anlegen. Der staatenbildenden Honigbiene, die bei uns als Wildtier nicht mehr vorkommt, werden in drei Baumstämmen „künstliche“ Quartiere angeboten.

Neben den vielen Wildkräutern bieten die in der Nähe liegenden Blühstreifen mit unterschiedlichen Ackerwildkräutern den Honigbienen ein gutes Nahrungsangebot. Um den Lebensraum auch für andere Bienenarten zu verbessern, sind Sand- und Lehmhaufen aufgeschüttet und Totholzstapel ausgelegt.

Station G: Fischwirtschaft in Riddagshausen

Im 12. Jahrhundert legten die Zisterziensermönche die Teiche in Riddagshausen zur Karpfenzucht an, heute wird die Teichwirtschaft von einem privaten Teichwirt betrieben. Von Anfang an stand die Karpfenzucht im Vordergrund der Fischhaltung. In den Fischteichen leben neben Karpfen aber auch Hechte, Schleien, Kleinfische, Krebse und Teichmuscheln. Im Kreuz- und Mittelteich wachsen die schlachtreifen Festtagskarpfen heran. Schapenbruch- und Reinertsteich sind aus der Nutzung herausgenommen, so können sich Pflanzen und Tiere ungestört entwickeln.

Die kleineren Teiche im Gebiet um Riddagshausen dienen der Aufzucht der Karpfenbrut und ihrer Hälterung in den Wintermonaten.

Station H: Lebendiger See

Am Abfluss des Schapenbruchteiches führt ein Bohlenweg entlang des Schilfgürtels zu einem schwankenden Ponton. Hier entdeckt der Besucher eine einzigartige Pflanzenwelt: Schilf und Rohrkolben, Igelkolben, Gelbe Schwertlilie, Pfeilkraut und Wasserschierling wachsen im flachen Wasser. Die gelbe Teichrose, auch „Mummel“ genannt, sowie die Weiße Seerose blühen in direkter Nähe der Plattform. Am Ufersaum sonnen sich Grünfrösche und Libellen zeigen ihre eindrucksvollen Flugmanöver. Zwischen den Blättern der Wasserpflanzen tummelt sich eine Vielzahl von Wasserinsekten: Kolbenwasserkäfer, Wasserskorpion und Gelbrandkäfer kann der aufmerksame Besucher hier entdecken. Verschiedene Wasserschnecken weiden den Algenbewuchs auf den Blättern von Teichrosen und Igelkolben ab, zwischen den dichten Halmen finden kleine Hechte und Moderlieschen Schutz vor ihren Fressfeinden. Hier geht aber auch der Eisvogel auf Jagd und erbeutet geschickt die Kleinfische aus dem flachen Wasser.

Der freie Blick auf die Wasserfläche ermöglicht es, eine Vielzahl von Wasservögeln zu beobachten: Stockenten, Schnatterenten, Löffelenten, Tafelenten, Reiherenten und Krickenten sind häufig anzutreffen, seltener sind die Kolbenenten und Zwerg- und Schwarzhalstaucher. Graugänse, Bläuhühner und Haubentaucher sind eigentlich immer zu sehen und in den Herbstmonaten bereichern viele Zugvögel das Artenspektrum. Seit wenigen Jahren können an den Teichen sogar Silberreiher regelmäßig entdeckt werden. Für eine ganz besondere Tierart ist der Schapenbruchteich eines der letzten größeren Rückzugsgebiete in Niedersachsen. Hier am Ablauf ist der Medizinische Blutegel aber nur selten zu entdecken. In versteckten dicht bewachsenen warmen Buchten kann er aber in großer Zahl erscheinen. Vermutlich hängt dieses unterschiedliche Verteilungsmuster eng mit dem Vorkommen der Wildschweine im Gebiet ab, sie dürften sein bevorzugtes Nahrungsreservoir für die zur Fortpflanzung wichtige Blutmahlzeit sein.

Station J: Bäume und Sträucher in der Landschaft

Bäume und Sträucher zwischen Acker- und Grünland bereichern nicht nur das Landschaftsbild. Sie haben für den Naturschutz einen ganz besonderen Wert, indem sie als lineare Vernetzungsstrukturen verschiedene Lebensräume miteinander verbinden. Daneben bieten sie zahlreichen Tierarten Versteck, Nistplatz und Nahrungsangebot.

An der Station am Dr.-Berndt-Weg wachsen viele unserer heimischen Arten. Die typischen Erkennungsmerkmale der Arten wie Wuchsform, Blattform, Blüten und Früchte werden auf den Tafeln vorgestellt und die ökologische Bedeutung der Hecken und Feldgehölze wird erklärt. Holunder, Wildrose, Schneeball, Weiden, Kreuzdorn und noch viele andere Arten gibt es hier zu entdecken und der Besucher kann die Arten anhand der vorgestellten Bestimmungsmerkmale eindeutig erkennen.

Station K: Sandmagerrasen

Das „Neue Land“ ist eine ehemalige Ackerfläche, die durch Bodenabtrag, Aufschüttung mit nährstoffarmen Sanden und Initialpflanzungen als Ausgleichsfläche für zerstörte Biotope im Rahmen des Ausbaus der A 39 zu einem Sandmagerrasen entwickelt wurde.

Von einem Beobachtungshügel kann der Besucher die Schönheit und Weite dieses einzigartigen Lebensraums erleben. Auf dem „mageren“, das heißt, nährstoffarmen und trockenen Standort blühen mehr als 250 Pflanzenarten, darunter Silbergras, Sandsegge, Berg-Sandglöckchen, Graselke, Echtes Labkraut, Hauhechel und Hasen-Klee.

Diese vielfältige Vegetation bietet auch besonders angepassten Insekten Lebensraum. An der Zypressen-Wolfsmilch ist die Raupe des Wolfsmilchschwärmers zu finden, auf den offenen Sandflächen kommt die Blauflügelige Ödlandschrecke vor.



Station G



Station H



Station K

Um alle diese Natur-Erlebnis-Stationen gemeinsam in einem didaktischen Konzept dem Besucher vorstellen zu können, ist geplant, das zentral im Naturschutzgebiet gelegene „Haus Entenfang“ zu sanieren und als Naturerlebniszentrum auszubauen. Von hier aus sollen neue Konzepte und Initiativen entwickelt sowie die Umweltbildungsarbeit konzentriert werden. Das Natur-Erlebniszentrum mit einer attraktiven Ausstellung und Außenanlage soll Begeisterung für die Natur wecken und zum Mitmachen und Erleben einladen. Bereits jetzt schon bietet eine Rangerin der Stadt Braunschweig spezielle naturkundliche Führungen an, später soll Haus Entenfang der zentrale Ort für all diese Aktivitäten werden.

Der Uhu ist als Brutvogel in Niedersachsen in seinem Bestand gefährdet

Die fast ausgerottete größte Eule Europas ist in ihre Lebensräume zurückgekehrt

Text und Foto von Rolf Jürgens

Der NABU und der Landesbund für Vogelschutz (LBV), NABU-Partner in Bayern, hatten den Uhu zum Vogel des 2005 gekürt. Mit dem Uhu wurde ein Vogel ausgewählt, der wie kaum eine andere Art für einen der ganz großen Erfolge in Sachen Arten- und Lebensraumschutz steht. Die hierzulande fast ausgerottete größte europäische Eule kommt dank gezielter Artenhilfsprogramme heute wieder bundesweit vor. Trotz der vielerorts stabilen Bestände ist die Population dieses nachtaktiven Greifvogels allerdings regional rückläufig, ohne dass die Ursachen hierfür bekannt seien. Auch wenn sich das Blatt insgesamt gewendet habe, ist der Uhu bis heute besonders schutzbedürftig.

Auf der Roten Liste der Brutvögel Deutschlands ist er unter der Kategorie als im Bestand gefährdet Art eingestuft. Der Uhu ist eine der besonders geschützten Art in Niedersachsen. Einst ausgerottet und durch Wiederansiedelung inzwischen regelmäßiger Brutvogel, der überwiegend im Bergland anzutreffen ist. Im Tiefland sind aber auch einige Brutvorkommen zu verzeichnen.

Bis 1978 brütete der Uhu im Elm in der Nähe des Brunsleber Feldes. Der Rückgang der Uhuvorkommen bis zum völligen Aussterben war das Ergebnis unnachsichtiger Verfolgung durch den Menschen. Dank des Braunschweiger Uhu-Programms und des NABU-Uhu-Einbürgerungsprogramms, welches maßgeblich durch den viel zu früh verstorbenen Peter Mannes, Leiferde bei Gifhorn, durchgeführt wurde, kam der Uhu in unsere Landschaft zurück.

Die Wiedereinbürgerungsversuche seit 1963 waren erstmals 1973 erfolgreich. Seit 1980 wurden bereits 2 Brutpaare im nördlichen Harzvorland festgestellt. In der Stadt Braunschweig wurden frei lebende Uhus festgestellt. In der Nähe Schöppenstedts wurde ich vor Jahren zu einer von einem Zug überfahrenen Eule gerufen. Dabei handelte es sich um einen Junguhu, welcher leider bei diesem Zuganflug getötet wurde.

Auch im Elm wurde der Uhu in Einzelexemplaren erneut festgestellt. Aktuelle Beobachtungen liegen seit Januar 2009 vor. Der Tetzstein-Gastwirt Herr Thomas Heldt beobachtete am späten Abend auf seiner beleuchteten Terrasse einen ausgewachsenen Uhu aus nächster Nähe. Mitte Juni

2009 wurde Rolf Jürgens zur Bäckerei Uhde Schöppenstedt, gerufen, denn im Garten der Familie Uhde saß auf dem Erdboden ein Uhu, welcher schwer an den Fängen verletzt war und in die NABU-Pflegestation nach Leiferde/Gifhorn gebracht wurde. Beide aktuellen Beobachtungen in diesem Jahr sind ein Beweis, dass der Uhu bei uns vorkommt, und vielleicht auch als neuer Brutvogel im Elm!

Nach dem Wanderfalken, dem erstmalig 1971 gewählten Vogel des Jahres, fiel die Wahl zum zweiten Mal auf eine

Art aus der empfindlichen wie einzigartigen Felsenlandschaft. Mit der Wahl des Uhus wurde die Schutzbedürftigkeit des gesamten Felsenlebensraumes und seiner mitunter kaum bekannten Bewohner aufmerksam gemacht. Der massige Körper, sein großer Kopf und die bis zu 1,80 Meter Flügelspannweite machen den Uhu zum unverwechselbaren „König der Nacht“. Trotz seiner imposanten Größe sorgt sein hell- und dunkelbraun gemustertes Federkleid im Wald für eine perfekte Tarnung.

Obwohl die meisten Menschen die große Eule aufgrund ihrer gut getarnten, nächtlichen Lebensweise selten zu Gesicht bekommen, ist ihnen der auffällige Balzruf aus zahlreichen Erzählungen bekannt. Der weittragende Buhoo-Ruf hat ihr den deutschen Namen Uhu wie auch die wissenschaftliche Bezeichnung *Bubo bubo* eingebracht.

Der europäische Uhu brütet überwiegend in Felsen und Steinbrüchen. Sein Brutareal reicht von Südwesteuropa und Nordafrika über den europäischen Kontinent ostwärts bis nach Sibirien, Südindien und Südchina. In Deutschland leben derzeit über 1000 Uhupaare. Verbreitungsschwerpunkte sind die Mittelgebirge Süd- und Westdeutschlands, der Harz und das Vorharzgebiet die Alpen und Schleswig-Holstein. Noch ist der Uhubestand in Deutschland von der Fortführung intensiver Schutzmaßnahmen abhängig. Heute zählen die Verluste durch Stromschlag an ungesicherten Mittelspannungsmasten, Störungen an den Brutplätzen und der Verlust von Lebensräumen in Steinbrüchen zu den wichtigsten Gefährdungen. Trotz des Gewinnes mancherorts ist die Erfolgsgeschichte des Uhus für LBV und NABU ein großer Ansporn, sich weiter mit Ausdauer und Engagement für den Schutz bedrohter Arten und Lebensräume einzusetzen, auch und insbesondere für den Uhu.



Die Wege der Frauen

Text von Dr. Sandra Donner

Nicht viele Wolfenbütteler Straßen sind nach Frauen benannt, aktuell sind es nur sieben Straßen, die mit berühmten Damen oder Frauen im Allgemeinen in Verbindung gebracht werden. Die Anna-Amalia-Straße ist benannt nach der Wolfenbütteler Welfenprinzessin, der Begründerin des Weimarer Musenhofes. Der Antoinettenweg soll an Antoinette Amalie, Tochter Herzog Ludwig Rudolfs erinnern, die auch dem Schoss Antoinettenruh ihren Namen gab. Mit dem Luisenweg gedenkt man der preußischen Königin Luise und mit dem Jungfernstieg wohl den Frauen schlechthin. Aber nicht nur adeligen Damen ist die Ehre einer Straßenbenennung zuteil geworden, auch bürgerliche Frauen hat man berücksichtigt, so wird mit dem Käthe-Kollwitz-Platz an die berühmte deutsche Künstlerin erinnert. Die beiden Damen, die nun noch in dieser Ehrenliste fehlen, haben eine besondere Bedeutung für Wolfenbüttel und das auch noch für den gleichen Bereich: Bildung ist das Gebiet, auf dem sich Anna Vorwerk und Henriette Breymann einen Namen gemacht haben, den man für würdig genug hielt, auf einem Straßenschild zu verewigen.

Anna Vorwerk und Henriette Breymann stehen für Mädchen- und Frauenbildung im ausgehenden 19. Jahrhundert – zunächst gemeinsam, dann getrennt verfolgten sie dieses Ziel. Die Henriette-Breymann-Straße liegt genau dort, wo pädagogische Ideale und neue Ideen in die Tat umgesetzt wurden. Am Neuen Weg war die Wirkungsstätte Henriette Breymanns, hier wurde im Jahr 1864 vor den Toren der alten Herzogstadt das Erziehungsinstitut Neu-Watzum gegründet.

Zu diesem Zeitpunkt galt Wolfenbüttel noch als „Stadt der Schulen und Gärten“, so lautete zumindest für viele Jahre der Poststempel. Und Wolfenbüttel hatte auf diesem Gebiet wahrlich einiges zu bieten, unter anderem waren da das Landes-Predigerseminar, ein Lehrerseminar, ein Jungengymnasium, nämlich die Große Schule, eine städtische Realschule, zwei Bürgerschulen, eine katholische Schule, eine höhere jüdische Schule, eine kaufmännische Fortbildungsschule und eine gewerbliche Fortbildungsschule. Die höhere Bürgerschule – aus der später das Theodor-Heuss-Gymnasium entstehen sollte – gab es noch nicht, diese wurde erst in den 1880er Jahren Realität.

Die zweitgrößte Stadt im Herzogtum hatte sich endgültig vom Schock der Residenzverlegung im 18. Jahrhundert erholt. Nach fast hundert Jahren „Dornröschenschlaf“ war der wirtschaftliche Niedergang nun beendet, es ging bergauf. Die Stadt war Sitz des Herzoglichen Konsistoriums, des Landeshauptarchivs, der Kreisdirektion und des Amtsgerichts, kleine Industrie- und Handelsbetriebe entstanden und die Bevölkerungszahlen stiegen stetig. Wurden im Jahr 1821 noch etwa 8.000 Einwohner gezählt, so wohnten hier am Ende des 19. Jahrhunderts schon fast 19.000 Wolfenbütteler.

Familie Breymann kam also in eine durchaus aufstrebende Stadt, um hier am Neuen Weg in Wolfenbüttel im traditionellen Gärtnergebiet ein Erziehungsinstitut aufzubauen. Neu-Watzum war schnell weit über die regionalen und nationalen Grenzen bekannt.

Das war hauptsächlich dem Ruf Henriette Breymanns zu verdanken, die noch heute zu den bekanntesten Erzieherinnen des ausgehenden 19. Jahrhunderts zählt, einer Wegbereiterin der Frauenbildung und Förderin der Pädagogik Pestalozzis und Fröbels. Henriette Breymann wurde 1827 als erste Tochter



Abb. 1: Schulzimmer in Neu-Watzum, Mathematikunterricht: Binomische Formeln, $(25 - 20a + 4a^2) = (5 - 2a)^2$ teilweise an der Tafel.

eines Pfarrers in Mahlum, im Harzer Vorland geboren. Das „Paradies ihrer Kindheit“, wie Henriette diese ersten Jahre später bezeichnen wird, war genau von dem geprägt, was sie später in Neu-Watzum zu bestimmenden Faktoren ihrer Pädagogik machen wird: Lernen und Leben in einer familiären Gemeinschaft mit großer Nähe zur Natur. Henriette wuchs mit acht Geschwistern auf, sie wird als lebhaftes, überaus fantasievolles Kind beschrieben, geistig rege und aktiv, jedoch oft kränkelnd und von schlechter körperlicher Konstitution.

Zunächst wurde sie vom Vater unterwiesen, danach folgte der Schulbesuch in Wolfenbüttel, den sie später so kommentierte: „Von all den mir gebotenen Dingen lernte ich so gut wie nichts, weil selten etwas den Kern meiner Seele traf, selten mein Inneres berührte und nicht im organischen Zusammenhange stand. Ich lernte weder richtig arbeiten, noch gewann ich nach irgendeiner Seite hin eine Grundlage, die mich später zum selbstständigen Studium befähigt hätte.“ Wahrscheinlich waren es gerade diese Erfahrungen, die sie bewegten, Erziehung und Bildung zu reformieren.

Den Wolfenbütteler Jahren folgte weitere Unterweisung im Elternhaus und bei Verwandten und schließlich die Ausbildung zur Erzieherin bei Friedrich Fröbel. Sein Name ist bis heute unzertrennlich mit den Ideen der vorschulischen Erziehung und damit der Einrichtung von Kindergärten verbunden. Fröbel, Henriettes Großonkel, wurde ihr Lehrer, und aufbauend auf seine Theorien, gründete sie nach ersten beruflichen Erfahrungen in Dresden, Liebenstein, Schweinfurt und Baden-Baden mit ihrer Familie ein Erziehungsinstitut in Watzum, in der Nähe von Schöppenstedt.

Als Familienbetrieb wurde 1854 dieses Mädchenpensionat als „christlich geprägtes Erziehungsunternehmen für Töchter der gebildeten Stände“ im Pfarrhaus ins Leben gerufen: Henriettes Vater, der Pfarrer des Ortes, übernahm den Religionsunterricht, ihre Mutter war für den Haushalt zuständig, zwei weitere Schwestern waren ebenfalls als Erzieherinnen und Lehrerinnen tätig. Zunächst wurden nur Mädchen im Alter zwischen 14 und 16 Jahren aufgenommen, die in Fächern wie Deutsch, Englisch, Französisch, Mathematik, Naturkunde, Geographie, Musik, aber auch Hauswirtschaft und – geradezu revolutionär für die damalige Zeit – in Turnen unterwiesen wurden. Vorbereitung auf den Beruf der Kindergärtnerin und Erzieherin stand genauso auf dem Stundenplan wie praktische und theoretische Unterweisung ins „Hauswesen“. Was heute als „ganzheitliche Erziehung“ für viele immer noch mit dem Prädikat „sehr modern“ abgetan wird, das wurde vor über 150 Jahren in Watzum schon praktiziert. Ein Dorfkindergarten wurde auch noch angeschlossen und bald entwickelte sich das Unternehmen zu einem überragenden Erfolg. Schülerinnen aus ganz Deutschland und vereinzelt sogar aus dem Ausland strömten geradezu in das kleine Ackerdorf.

Neue, größere Räumlichkeiten mussten gesucht werden und fanden sich

im nur wenige Kilometer entfernten Wolfenbüttel, am Neuen Weg. Im Jahre 1864 übersiedelte das ganze Unternehmen nach Wolfenbüttel, Neu-Watzum wurde das neue Haus genannt, damit dort der „Segen des alten weiter walten möge“.

Und auch hier waren die Breymanns erfolgreich: Die nun wesentlich größere Erziehungsstätte bestand neben Kindergarten und einer Elementarklasse, Pensionat für Mädchen im Alter zwischen 12 und 17 Jahren auch aus einer Fortbildungsklasse für erwachsene Mädchen, die sich auf den Beruf der Kindergärtnerin oder Lehrerin vorbereiten wollten. Trotz dieser Größe blieb die Schule ein Familienbetrieb, Erziehung in einer Großfamilie, das war pädagogisches



Abb. 2: Zeichenunterricht im Garten von Neu-Watzum.

Prinzip und erzeugte die Atmosphäre, die alle als so wohltuend empfanden. Die Schülerinnen duzten ihre Erzieherinnen, man lebte und arbeitete zusammen – und das im Kaiserreich des 19. Jahrhunderts!

Vieles war außergewöhnlich und ungewöhnlich in Neu-Watzum, wie auf einer Insel der Glückseligen wurde hier, vor den Toren des konservativen Wolfenbüttels, moderne Pädagogik in die Realität umgesetzt. Offene Klassen, die man in einzelnen Fächern verlassen konnte, wenn man Schwierigkeiten hatte, individuelle Stundenpläne und viel gemeinsames Erleben an der frischen Luft prägten den Unterricht. So wurde an besonders kalten Wintertagen, wenn Wiesen und Stadtgraben zugefroren waren, die

Schulstunden so gelegt, dass die Schlittschuhe großzügig zum Einsatz kommen konnten. Der bisherige Stundenplan wurde ergänzt von Privatstunden, auf Wunsch bekamen die Mädchen Unterricht in Fächern wie Musik, im Singen, Zeichnen, Malen, Italienisch oder verschiedenen Handarbeiten. (Abb. 1 und 2)

Die Geschichte Neu-Watzums war eine Erfolgsgeschichte, wenn auch bald ohne Henriette Breymann. Sie hatte neben ihrem eigenen Institut 1866 auch eine maßgebliche Rolle in der Gründung der Schloßanstalten übernommen, die sie aber nach Differenzen mit Anna Vorwerk aufgab. Hier trafen die Leidenschaft einer Reformerin auf die Vernunft und den Realitätssinn einer Unternehmerin in Sachen Bil-

dung – eine Verbindung, die nicht lange gut gehen konnte. Aber ein neuer Lebensabschnitt wartete auf Henriette Breymann. Sie heiratete und ging mit ihrem Mann Karl Schrader, später Mitglied des Reichstages, nach Berlin. Auch hier blieb sie ihren Ideen treu und gründete das nächste Bildungsinstitut: das Pestalozzi-Fröbel-Haus in Berlin-Schöneberg, in dem noch heute an der Karl-Schrader-Straße Erzieherinnen ausgebildet werden. Henriette Schrader-Breymann starb im

Jahr 1899 im Alter von 72 Jahren in Schlachtensee bei Berlin, sie wurde vier Tage später auf dem alten Wolfenbütteler Friedhof an der Friedrich-Wilhelm-Straße auf dem Breymannschen Familiengrab beigesetzt.

Das Wolfenbütteler Erziehungsinstitut Neu-Watzum blieb weiterhin ein Breymannscher Familienbetrieb und eine feste Größe in der Wolfenbütteler Schulgeschichte. Mittlerweile bestand das Institut aus einem Gebäudekomplex von Fachwerkhäusern mit Bibliothek, Lehr- und Unterrichtsräumen, Schlafsälen, einem Kindergarten, einer Turnhalle und ausgedehnten Gartenflächen.

Nach dem 1. Weltkrieg verlor das private Institut an Bedeutung, da dort

kein staatlich anerkannter Abschluss abgelegt werden konnte. Auch die politischen Veränderungen der 1920er und 1930er Jahre brachten Schwierigkeiten mit sich, in den folgenden Jahrzehnten hatte man wenig Verständnis für die Reformpädagogik der Häuser Breymann: Neu-Watzum musste endgültig 1941 geschlossen werden, das Haus diente nach dem 2. Weltkrieg als Internat für eine Aufbauschule mit Schülerheim für heimatvertriebene Familien, die 1954 an den Philosophenweg zog. In den 1950er Jahren wurden die alten Institutsgebäude abgerissen und neue Wohnhäuser an der „Henriette-Breymann-Straße“ errichtet.

Insgesamt haben im Breymannschen Institut in knapp 90 Jahren etwa 2000 Schülerinnen gelebt und gelernt. Das einzige Haus, was noch heute an diese Bildungsinstitution erinnert, ist die ehemalige Gartenbauschule, das Fachwerkhaus Am Lecheln Holze 9.

Literatur und Quellen:

- Breymann, Bernhard: Festschrift zum 80jährigen Jubiläum des Breymannschen Instituts. – Wolfenbüttel, 1934.
Breymann, Hans: Beiträge zur Geschichte der Familie Breymann. – Wolfenbüttel, 1905.
Buchholz, Marlis: Wolfenbüttel 1871 bis 1914, aus der Geschichte einer Kleinstadt im Kaiserreich. – Wolfenbüttel, 1992.
Donner, Sandra: Von Höheren Töchtern und Gelehrten Frauenzimmern. Mädchen- und Frauenbildung im 19. Jahrhundert. – Frankfurt/Main, 2005.
Füllner, Gustav: Wie Wolfenbüttel zur Stadt der Schulen wurde. S. 125-139. In: König, Josef (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel. – Wolfenbüttel, 1970.
Hoffmann, Erika (Hrsg.): Henriette Schrader-Breymann. Wesentliche Schriften und Aufsätze. – Langensalza, 1930.
Kleinau, Elke u. Opitz, Claudia (Hrsg.): Geschichte der Mädchen- und Frauenbildung. Bd. I u. II. – Frankfurt/Main, 1996.
Lyschinska, Mary J.: Henriette Schrader-Breymann, ihr Leben aus Briefen und Tagebüchern. Bd. I u. II. – Berlin 1927.
Moltmann-Wendel, Elisabeth: Macht der Mütterlichkeit. Die Geschichte der Henriette Schrader-Breymann. – Berlin, 2003.

Nachdenkliches zu Walpurgisfeiern

Text von Prof. Dr. h. c. Gerd Biegel, Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte an der TU Braunschweig

Hexenglauben und Brockenfahrt (Blocksberg) in der Walpurgisnacht waren in vielfältiger Form Bestandteil des Volksglaubens auch im Braunschweigischen. In der Nacht zum 1. Mai, um Mitternacht, so glaubte man, reiten die Hexen auf Besenstielen, Schweinen oder Ziegen zu ihrer Zusammenkunft mit dem Teufel, um dort ihre Feste zu feiern. Das Thema „Hexen“ ist nicht nur ein besonderer Aspekt der Vergangenheitsbetrachtung, sondern es begleitet uns auch vielfach im heutigen Alltag. Von der kindlichen Ausdrucksform im Stil der „Kleinen Hexe“, über aktuelle Hexenverfolgungen in Afrika oder Südamerika bis hin zu regionalem Marketing, wie im Harz, ist uns das Thema stets gegenwärtig. Der Volksglaube hatte jedoch nichts gemein mit der touristischen Eventvermarktung in unserer Zeit. Vielmehr wird völlig verdrängt, was sich in der Frühen Neuzeit mit Hexenverfolgungen an Schrecken und Grausamkeit verband und gelegentlich sollte man sich bei den ausgelassenen Feiern in der Walpurgisnacht daran erinnern und die Frage stellen, was man da eigentlich tut?

Zweifelsohne waren die Hexenprozesse eine der schlimmsten von Menschenhand angerichteten Katastrophen der europäischen Geschichte. Dabei sind Klischeevorstellungen und Vorurteile noch längst nicht überwunden. Über neun Millionen Hexen seien alleine in Deutschland verbrannt worden, angeführt von der katholischen Kirche und der Inquisition und Ausdruck des „finsternen Mittelalters“, so eine nicht auszumerzende vorurteilsbeladene Fehlinformation. Längst weiß man in der Forschung, dass die Zahl der als Hexen verbrannten Personen in Europa zwischen geschätzten fünfzig- und sechzigtausend lag. Dabei waren es keineswegs nur Frauen, die als Hexen verfolgt, gefoltert und hingerichtet wurden, sondern auch Männer, und es gab

Gebiete, in denen die Zahl der hingerichteten Männer überwog. Nicht nur Kirche und Staat nutzten die Verfolgungen für ihre Zwecke. Bürgerinnen und Bürger hatten ebenfalls erheblichen Anteil. Zugleich war es die Zeit von René Descartes, Galileo Galilei oder Johannes Kepler: Die Wissenschaftsrevolution fand im Zeitalter der Hexenprozesse statt.

Die wissenschaftlichen Erkenntnisse über Ursachen und Wirkungen der frühneuzeitlichen Hexenverfolgungen erfahren durch die interdisziplinäre Forschung deutliche Weiterungen. So ergibt sich inzwischen bei der Frage nach den Ursachen, dass dramatische Klimaverschiebungen, Agrarkrisen und Notzeiten zeitlich auffallend mit dem Auftreten des Phänomens Hexenverfolgung übereinstimmen. Glaubte man früher überwiegend an die Bedeutung der christlichen Dämonologie als Initialzündung für die grausamen Verfolgungen, so lassen sich heute Erkenntnisse über handfeste machtpolitische Ursachen, für deren Ziele der Hexenwahn instrumentalisiert worden war, gesichert belegen. Gerade in diesem überwiegend politischen Umfeld findet man wesentliche Gründe für die regional so unterschiedlich auftretenden Erscheinungen und Auswirkungen der Hexenverfolgung. Hexenglauben, Heilsglauben, Schadenzauber und Hexenverfolgung als Teil von Machtpolitik waren aber keineswegs nur Urteile und Erscheinungen einer unaufgeklärt oder archaisch anmutenden Vergangenheit, wie aktuelle Beispiele von Hexenverfolgung in Afrika belegen. Nicht nur Kirche und Staat nutzten die Verfolgungen für ihre Zwecke. Bürgerinnen und Bürger hatten ebenfalls erheblichen Anteil. So gab es regelrecht »Ausschüsse«, um die Obrigkeiten zur gewaltsamen Aktion aufzufordern. Mit Blick auf diese frühneuzeitlichen „Bürgerinitiativen“

lässt sich feststellen: So unglaublich uns die Erkenntnis scheint, Hexenverfolgungen waren tatsächlich äußerst populär und bei den großen Verfolgungen war die Bevölkerung eine treibende Kraft. Hexenverfolgungen waren also ein breites gesellschaftliches Phänomen der Frühen Neuzeit mit dem Zentrum Deutschland und vielfältigen Aspekten als Auslöser.

In Norddeutschland und besonders im Braunschweiger Land gab es in der Frühen Neuzeit zahlreiche Hexenverfolgungen und Hexenverbrennungen, wobei sich die Herzöge in Wolfenbüttel einen wenig hervorzuhebenden Ruhm verschafft haben sollen, ja geradezu berüchtigt gewesen seien für die Grausamkeiten der Folter. Das Lechlumer Holz vor Wolfenbüttel soll als Haupthinrichtungsstätte der Braunschweiger Herzöge ein ganzer Wald von Brandpfählen gewesen sein und Herzog Heinrich Julius (1564-1613) habe Hexen und Zauberer dem Worte Gottes gemäß recht streng bestraft, berichtet seine Leichenpredigt.

Selbst der als Bücherfreund und Wissenschaftsförderer berühmte Herzog August d. J. (1579-1666) war ein eifriger Verfechter der Hexenverfolgung. Herzog Heinrich Julius hatte dagegen nicht nur Hexen verbrennen lassen, sondern er stand zugleich am Beginn jener neuzeitlichen Tradition, bei der die große Zeit der Hexenverfolgung zum Thema der Literatur wurde. Er war nicht nur aktiv in der Verfolgung der Hexen, er machte sie zum Thema seiner Dramen, wie etwa in seiner „Susanna“ (1592): „Gott hat befohlen, man soll keine Zauberer leben lassen, sondern mit Feuer verbrennen; denn Zauberer und Zauberinnen fallen ab von Gott, verleugnen Gott, verbinden sich mit dem Teufel, buhlen mit ihm und fügen durch

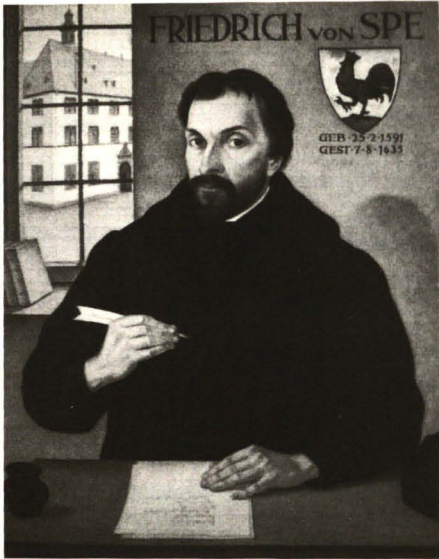


Abbildung oben:
Friedrich von Spee, Ölbild von Martin Mendgen (1893 – 1970), 1930, Städt. Museum Trier

Abbildung unten:
Titel des Buches „Cautio Criminalis“

des Teufels Hülfe den Leuten Schaden zu.“ Ebenfalls im Braunschweiger Land tätig war 1628/29 der durch seine Schriften gegen die Hexenverfolgung bekannt gewordene Priester und Barocklyriker Friedrich von Spee (1591-1635). Er sorgte 1628 mit harter Hand für die Rekatholisierung von Stadt und Amt Peine, wurde jedoch 1629 bei einem Attentat nahe Woltorf lebensgefährlich verletzt. Kompromisslos kämpfte er gegen den Hexenwahn, etwa in seiner 1631 anonym erschienenen Schrift „Cautio Criminalis“. Spee erklärte die Hexenverfolgungen als „die unselige Folge des frommen Eifers Deutschlands“.

Ob die Frage nach der Stellung der Frau, die Geschichte des Justizwesens, Streitthemen der Theologie, Geschichte der Magie, Volksglauben, Medizin, Fragen der Macht und Aberglauben, Folgen sozialer Spannungen oder Themen der Alltagsgeschichte, kaum ein Thema der Geschichte ist mit allen diesen Bereichen so vielfältig verknüpft wie das Thema der Hexenverfolgung. In den letzten drei Jahrzehnten hat sich die Forschung in zunehmendem Maße mit dieser historischen Problematik beschäftigt, gleichzeitig war und ist sie ein beliebtes Feld der Medien sowie nicht zuletzt der touristisch vermarkteten Alltagskultur unserer Zeit.

Auch die Berichte über Satanskulte, Wunderheiler und selbst Hexenprozesse der Gegenwart belegen die Aktualität des Themas. Gerade deshalb sollte man sich einmal die Mühe machen, darüber nachzudenken, welchen historischen Hintergrund die Hexenfeiern in der Walpurgisnacht haben, wenn man feucht-fröhlich durch die Lande und durch den Harz zieht.

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V.

www.bs-heimat.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e. V. wieder.

Vorsitzender:

Dieter Heitefuß, Buchfinkweg 10, 38122 Braunschweig, vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion:

Rolf Ahlers, Wendezeller Ring 10, 38178 Wendeburg, heimat@bs-heimat.de

Gesamtherstellung:

Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig, www.ruth.de

Appelhans Verlag, Braunschweig, 2010 · ISBN 978-3-941737-21-1

www. appelhans-verlag.de

Die Landmaschinenfabrik „Gebrüder Welger“ und ihre „Helfer in der Ernte“

Text von Eyke Isensee

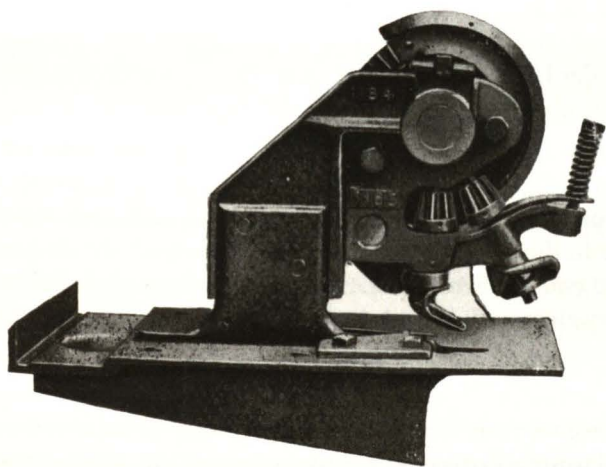


Abb. 1 (oben): Teil der Maschinenfabrik Welger.

Abb. 2 (mitte): Der Knoter, wichtigstes Teil der selbstbindenden Strohpresse.

Abb. 3 (unten): Die selbstbindende Strohpresse, Bauart ab 1901.

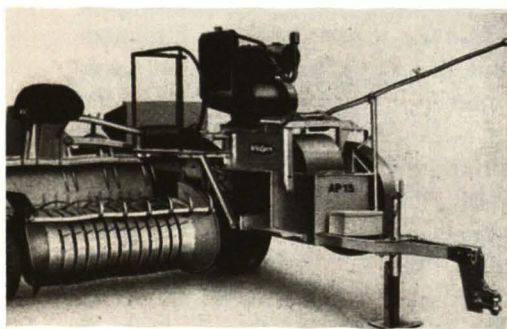
Die Strohpresse ist heute als modernes Arbeitsgerät in der Landwirtschaft nicht mehr fortzudenken. Sie ist eine Maschine der so genannten Folgetechnik; das heißt, sie wurde früher hinter der Dreschmaschine und wird heute hinter dem Mähdrescher eingesetzt. Das Stroh in gepresster Form – als Ballen – stellt für den Landwirt eine unverzichtbare Vereinfachung hinsichtlich des Transports und der Lagerung von Stroh dar. Die Firmengeschichte von Welger ist eigentlich die Geschichte der selbstbindenden Strohpresse. Die Entwicklung dieses Gerätes, das weltweit zum Einsatz kommt, hat bei Welger in Wolfenbüttel durch innovativen Erfindergeist ihre entscheidenden Impulse erfahren. Sie ist ein Beispiel, das stellvertretend für die Verbesserung und Verfeinerung landwirtschaftlicher Maschinen steht, die dem Menschen schwere körperliche Anstrengung abgenommen und ihm die Arbeit erleichtert haben.

Die Anfänge

Das Stammhaus der Firma Welger wurde 1856 in Seehausen in der Magdeburger Börde gegründet. Hier betrieb Gottfried Welger eine Schmiede. Er beschäftigte sich sehr früh mit Verdichtungstechnik und baute schon vor 1880 seine ersten Strohpressen. Da nicht alle fünf Söhne Welgers in dem kleinen Unternehmen des Vaters ihr Auskommen finden konnten, arbeitete der 1866 geborene Gustav in Magdeburg und Braunschweig im Anlagenbau für Zuckerfabriken. Sein sieben Jahre jüngerer Bruder Franz verdiente zunächst sein Brot im mecklenburgischen Neubrandenburg in einer Landmaschinenfabrik. 1899 beschreiten die beiden Brüder einen gemeinsamen Weg. Ihr Ziel war es, Strohpressen zu bauen. Die Wahl des Standortes für ihr Vorhaben fiel auf Wolfenbüttel. Das Gelände, das sie damals am Stadtrand kaufen konnten, lag direkt an der Bahnstrecke von Braunschweig nach Wolfenbüttel und hatte einen Gleisanschluss. Das Unternehmen befindet sich auch heute noch – mit den über ein Jahrhundert gewachsenen baulichen Vergrößerungen – an der Stelle, wo es einst gegründet wurde. (Abb. 1)

Eine entscheidende Wende im Bau von Strohpressen läuteten die Gebrüder Welger 1901 mit der ersten automatischen Ballenbindung ein. Bis zu diesem Zeitpunkt saß ein Arbeiter unter der Maschine und band die einzelnen gepressten Ballen mit der Hand zusammen. Jeder, der schon einmal bei der Getreidernte zugesehen hat, kann sich vorstellen, welch extremen Hitze- und Staubbelastrungen der Arbeiter ausgesetzt war, der unter der Maschine saß und Stunde um Stunde das Stroh mit der Hand band. Ein großes Problem bei der Entwicklung einer selbstbindenden Presse war der Mechanismus für die Verknotung der Fäden, die die Strohballen zusammenhalten. (Den Knoter – Gerät, das in der Lage ist, Garn zu knoten – erfand 1857 John Francis Appleby (1840-1917) auf der Houghton Farm bei Whitewater im US-Staat Wisconsin. Es dauerte noch viele Jahre, bis der Knoter technisch einsetzbar war.) Ein großer Verdienst von Welger war es, die erste automatisch bindende Ballenpresse der Welt entwickelt zu haben. (Abb. 2, 3 und 4)

Ab 1901 trat die patentierte selbstbindende Strohpresse von Welger ihren Siegeszug an. Die Kombination von Pressung des Strohs in Verbindung mit dem mechanischen Binden des Kno-



tens war die große Erfindung der Gebrüder Welger. Diese selbstbindende Presse wurde bereits 1903 mit der Vergabe des 1. Preises der DLG (Deutsche Landwirtschaftsgesellschaft) ausgezeichnet. Schon 1905 exportierten die Gebrüder Welger ihre Pressen in viele Länder, unter anderem in die Ukraine, der Kornkammer Russlands, wie sie damals genannt wurde. 1927 wurde bereits die 25.000ste Presse an den Kunden geliefert. Das Jahr 1928 stellte wieder einen Meilenstein auf dem Weg der Geschichte des Wolfenbütteler Unternehmens dar. Zur weiteren Arbeitserleichterung in der Landwirtschaft entwickelte Welger die Aufsammlerpresse, nachdem bis zu diesem Zeitpunkt die Strohpressen stationär hinter der Dreschmaschine eingesetzt wurden. So wurde es nun auch möglich, Heu auf der Wiese aufzunehmen und in Ballen zu pressen. Im Rahmen der Entwicklung von der Dreschmaschine zum Mähdrescher, der das leere Stroh hinten herausfallen lässt und in langen Strohschwaden ablegt, gab es auch erste Versuche, das Stroh hinter dieser Erntemaschine aufzusammeln und zu pressen.

Der Bau von Transportwagen

Ebenfalls im Jahre 1928 begann Welger mit der Fertigung landwirtschaftlicher Transportfahrzeuge – firmengeschichtlich ein weiterer Meilenstein. Das Werk hatte somit eine zweite Produktlinie. In diesem Zusammenhang sollte erwähnt werden, dass rund ein Drittel aller anfallenden Arbeiten in der Landwirtschaft Transportarbeiten sind, die es ökonomisch mit geeigneten Fahrzeugen zu realisieren gilt. Bis zum genannten Zeitraum wurden Ackerwagen einzeln von Schmieden und Stellmachern angefertigt. Diese Einzelanfertigung hatte ihren Preis. Die serienmäßige Herstellung von Wagen bei Welger erlaubte eine rationelle Fertigung und damit einen günstigen Angebotspreis. Ab 1932 wurden die Wagen für mehrere Jahre mit einer Achsschenkelenkung versehen, wie sie heute noch vom Automobilbau her bekannt ist. Aus dem früheren Kastenwagen von Welger entwickelte sich dann der Plattformwagen mit Drehschemel-Lenkung, der für viele Bedarfszwecke der Landwirte günstiger war als sein Vorgänger. Dieses Transportfahrzeug wurde ab 1934 als „Bauernwagen“ verkauft.

Im zuletzt genannten Zeitraum vollzog sich auch die Entwicklung von Stahl- und Holzrädern mit Eisen- und Vollgummireifen zum luftgefüllten Gummireifen. Continental in Hannover produzierte nach einschlägigen Versuchen entsprechende Pneus. Die Drücke in diesen „Niederdruckreifen“ brachten im Zusammenhang mit der Baubreite eine größere Aufstandsfläche der einzelnen Räder, die ein Einsinken bei aufgeweichtem Boden reduzierte und damit die Leichtzügigkeit verbesserte. Die Versuche fuhren die Hannoveraner Reifenspezialisten mit den Wagen von Welger.

Die Transportwagen von Welger wurden in ihrer Form vorrangig für den Inlandsmarkt gebaut. In anderen westeuropäischen Ländern haben die Wagen eine andere Form. Der Grund hierfür liegt unter anderem in der unterschiedlichen Vermarktung der landwirtschaftlichen Produkte. Während in Deutschland die Landwirte ihre Erzeugnisse über längere Strecken zum Abnehmer transportieren müssen, werden in vielen anderen Ländern die Feldfrüchte vom Aufkäufer von den Äckern geholt. So hat sich in Deutschland der gezogene zweiachsige Anhänger dominant durchgesetzt. In anderen Teilen Europas kommen mehr die einachsigen Muldenwagen zum Einsatz.

Die Entwicklung nach dem Zweiten Weltkrieg

Nach dem Zweiten Weltkrieg setzte dann eine starke Verbreitung des Mähdreschers ein. Mehr als vorher brauchten die Landwirte Pressen für den Einsatz auf dem Acker. Die schon 1928 begonnene Entwicklung von Aufsammlerpressen wurde bei Welger intensiviert. 1951 konnte das Wolfenbütteler Werk auf der DLG-Ausstellung in Hamburg die AP 15 (AP steht für Aufsammlerpresse) vorstellen. Dieses Produkt

Abb. 4 (oben): Kaiserliches Patentamt, Patent-Urkunde 139244 vom 1. Dezember 1901, damit war patentiert: Strohpresse mit selbsttätiger Bindevorrichtung für die gepressten Ballen.

Abb. 5 a + b (mitte): Aufsammlerpresse AP 15 im Stand und im Einsatz.

Abb. 6 (unten): Diese Wagen, hier mit Zuckerrüben beladen, stellten den aktuellen Stand der Transporttechnik in der Landwirtschaft dar.

genießt noch heute einen legendären Ruf. Von der AP 15 ausgehend entstand ein ganzes Programm; Pressen für alle betrieblichen Verhältnisse waren bald im Angebot der Firma. (Abb. 5)

Aufgrund der noch nicht vorhandenen Zapfwelle an den frühen Schleppern hatten die ersten Aufsammlerpressen Aufbaumotoren, die die erforderliche Energie für die Pressung der Ballen lieferten. Die nächste Generation, die AP 12, wurde schon vom Schlepper aus über eine Zapfwelle angetrieben. Von diesem Gerät verkaufte Welger über 40.000 Stück. In den 50er Jahren erweiterte Welger sein Programm landwirtschaftlicher Transportfahrzeuge. Plattformwagen und Kipper wurden zunächst durch Stallung-Streuer – im Volksmund ‚Miststreuer‘ – und später durch Ladewagen ergänzt. (Abb. 6)

Pressen für den Umweltschutz

Bis 1972 entstanden bei Welger ausschließlich Pressen für die Landwirtschaft, mit denen Stroh und Heu aufgenommen wurden. Seit 1972 baut das Werk auch stationäre Ballenpressen zum Verdichten von voluminösen Abfallstoffen. Industrie, Handel und Handwerk benötigen solche Pressen, um beispielsweise Kartonen, Papier oder Folien in feste Bündel zu bringen. Ein Verdichten von voluminösen Abfallstoffen ist die Voraussetzung für eine wirtschaftliche Entsorgung. Loses Papier – als Beispiel – lässt sich nicht mit einem wirtschaftlich vertretbaren Aufwand transportieren. Durch die Herstellung von Pressen für die Abfallentsorgung leistet Welger seinen Beitrag zum Recycling von Abfallstoffen und damit zum Umweltschutz und zur Rohstoffeinsparung.

Die Großballenpresse

1974 begann Welger mit der Entwicklung einer völlig neuen Bauart von Pressen für die Landwirtschaft. Das Unternehmen baut seit dieser Zeit Rollpressen für zylindrische Großballen nach dem Festkammer-System. (Abb. 7 und 8) Vornehmlich während der Erntezeit – aber auch in der übrigen Zeit des Jahres – kann der geneigte Betrachter bei einer Fahrt über Land die von diesen Pressen erzeugten Rundballen mit einem Durchmesser bis zu 165 cm sehen, die auf den abgeernteten Getreidefeldern in regelmäßigen Abständen liegen oder an den Feldwegen lange Reihen bilden. (Abb. 9) Bei der Betrachtung dieser Rollen, die oft auf viele Morgen Land in regelmäßigen Abständen verteilt liegen, fühlt man sich an den von der bildenden Kunst geprägten Begriff „Land-art“ erinnert.

Die herkömmlichen Pressen verdichten pro Hektar ca. 300 kleine, quaderförmige Strohballen. Die Rollpresse von Welger wickelt dagegen auf der gleichen Fläche nur 10 bis 20 Rundballen, das heißt, ein Rundballen beinhaltet durchschnittlich die 20-fache Strohmenge eines traditionell gepressten Ballens. Das Auf- und Abladen der Rundballen geschieht selbstverständlich mechanisch – mit dem Frontlader, mit dem alle modernen Traktoren ausgerüstet sind. Der Einsatz der Rundballenpresse erleichtert also die Arbeit und reduziert zugleich den Personalaufwand bei der Ballenbergrung. Die Idee der Rundballenpresse von Welger ist weltweit patentiert. Viele Hersteller solcher Rundballenpressen sind Lizenznehmer von Welger. Die „Außenhaut“ der Rundballen nach System Welger ist besonders hoch verdichtet. Das hat den Vorteil, dass Niederschläge kaum in den Ballen eindringen können. Das Stroh im Inneren bleibt trocken. Die äußere Schicht des Ballens kann gewissermaßen in seiner Funktion mit einem dichten Strohdach verglichen werden, von dem das Wasser abläuft. So ist eine Lagerung auf dem Feld möglich. Zudem kann sich der Landwirt während der Erntezeit, in der er in besonderem Maße vom Wetter abhängig ist, voll und ganz auf die Getreideernte als solche konzentrieren. Das Einlagern des Strohs in die Scheunen kann zunächst entfallen.

Über die Maschinenfabrik Welger ließe sich noch viel schreiben. Da an dieser Stelle ein eher historischer Rückblick geliefert werden soll, bleibt es anderen Autoren überlassen, die Geschichte der vergangenen 20 Jahre aufzuarbeiten. Diese ist hochinteressant, da sich das Unternehmen immer wieder den diversen Anforderungen des Marktes gestellt hat – und das mit äußerster Kreativität. So hat Welger in den vergangenen Jahren seine Produktpalette erweitert und konnte so in beispielhafter Weise dem alten Gesetz der Wirtschaft „Stillstand ist Rückgang“ erfolgreich entgegenwirken.



Abb. 7: Die Rundballenpresse RP 12 S, auf Vorrat gefertigt.



Abb. 8: Die Rundballenpresse RP 12 S im Einsatz.



Abb. 9a+b: Die Ballen haben einen Durchmesser bis 165 cm. Sie werden, auch für längere Zeit, am Feldrand zwischengelagert.

Abbildungen, 1, 6, 7 und 9 von Eyke Isensee, übrige aus Publikationen der Fa. Welger, u.a. aus der Festschrift „50 Jahre Welger“ – Helfer der Ernte – 1899-1949.

Mühlenbau und Mühlen im Braunschweiger Land, eine bemerkenswerte Brücke zwischen Tradition und Moderne

Text und Fotos von Rüdiger Hagen

Kaum eine andere Region in Deutschland hat eine solch umfangreiche Mühlengeschichte, die zudem noch neben der Vergangenheit auch die Gegenwart maßgeblich prägt, wie die des alten Braunschweiger Landes. Betrachtet man ungeachtet aller alten Gebietsgrenzen die gesamte Region zwischen Hannover, Hildesheim und Braunschweig, so kommt man ohne Zweifel nicht an den zahlreichen großartigen Mühlenbaumeistern, den Mühlsteinfabrikationen, den zuliefernden Maschinenbauunternehmen und zuletzt den Mühlenbauunternehmen des heutigen Zeitalters vorbei. Die guten Getreideanbauflächen, hervorzuheben besonders die der Hildesheimer Börde, bildeten zusammen mit der hiesigen unter anderem durch den Bau der Eisenbahn früh erfolgten Industrialisierung die Grundlage für ein heute noch bedeutendes Mühlenbaugewerbe.

Auch heute werden in Braunschweig Müllereimaschinen und Mühlenanlagen für den weltweiten Einsatz geplant und gefertigt. Auch heute steht seit 1949 mit der bereits am 02.11.1882 in Roßwein/Sachsen gegründeten „Deutschen Müllerschule“ Braunschweig als Traditionsstandort für die Ausbildung in diesem Gewerbe. Noch heute zeigt eine außergewöhnliche Konzentration großer Industriemühlen rund um Braunschweig vom heutigen Standard dieser lebenswichtigen Ernährungsbranche.

Haben diese neuzeitlichen Mühlenwerke längst die Mehlerzeugung übernommen, so zeigen immer noch viele historische Wind-, Wasser- und Motormühlen, welche hohen Standards im Mühlengewerbe sich hiesigenorts seit der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts hier angesiedelt hat. Bezeichnend sei hierfür als Schlussbetrachtung, dass mit dem Müllermeister Erich Röhl aus Abbenrode ein Windmüller über Jahrzehnte der Neuzeit im Prüfungsausschuss des Müllerhandwerks gearbeitet hat und seine Bockwindmühle erst mit seinem Tod 1980 in den gewerblichen Ruhestand ging.

Die Entwicklung der heute noch berühmten Braunschweiger Mühlenbauindustrie

Auch heute ist Braunschweig als Standort für die Produktion und Entwicklung von Müllereimaschinen und ganzer Mühlenanlagen sowie für die Ausbildung des Nachwuchses der Müller, Müllerei- und Mühlenbautechniker weithin bekannt. Dass sich hier einmal die über Jahrzehnte lang bedeutendste Mühlenbauindustrie der Welt ansiedelte, bietet heute einen wunderbaren Einblick in eine spannende Epoche eines der ältesten Techniken der Menschheit.

Begonnen hat die Entwicklung dieses Gewerbes in Braunschweigs Nachbarstadt Wolfenbüttel. Beide Städte verbindet ein geschichtsträchtiges Ereignis der Industriellen Revolution: Am 01.12.1838 wurde zwischen Braunschweig und Wolfenbüttel die erste Deutsche „Staatseisenbahn“ eröffnet, gerade einmal 3 Jahre nach dem überhaupt ersten Eisenbahnbau in Deutschland mit der „Ludwigsbahn“ von Nürnberg nach Fürth. Lokomotiven, technische Anlagen und die federführenden Ingenieure kamen aus dem Mutterland der Eisenbahn, aus England, nach Braunschweig. Als eine Art Nebenprodukt schufen englische Techniker auch zwischen 1832 und 1838 im Braunschweiger Land erstmals 2 Mühlen nach dem damals von Amerika über England herüber gekommenen, neuzeitlichen System – im Auftrag wohlhabender Kaufleute: Die Dampf-Mahl- und Ölmühle der Gebr. Haase an der Broitzemer Straße in Braunschweig und die heute noch als technisches Denkmal besonderer Art bestehende fünfzügige Holländerwindmühle in Wendhausen der Gebrüder Vieweg. Auf der Haaseschen Mühle, die die erste Dampfwindmühle im Herzogtum Braunschweig gewesen ist, lernte auch Gottlieb Luther, Müllersohn aus der Amtsmühle Röderhof, am Huy nahe Halberstadt. Eine wei-



tere Lehrzeit verbrachte Luther auf der nahe Braunschweig gelegenen Wassermühle Rüningen bei Müllermeister Ruthe. Damals konnte noch niemand ahnen, welche Unternehmernatur in dem jungen Müllergesellen Luther steckte.

1846 kaufte Luther ein Grundstück im Stadtgebiet von Wolfenbüttel, in der Okerstraße, und gründete dort eine Mühlenbaufirma, nachdem er bereits 3 Jahre zuvor als Mühlenbauer in Braunschweig tätig gewesen war und dort u.a. 2 Holländerwindmühlen errichtet hatte. Für den Bau einer großen Holländerwindmühle auf der Bremer Höhe – in Clausthal-Zellerfeld im Harz – machte er sich offiziell mit seiner eigenen Mühlenbaufirma in Wolfenbüttel selbstständig. Die Mühle auf der Bremer Höhe war bereits mit den in England entwickelten Systemen Windrose (zum selbsttätigen „in den Wind“ stellen des Mühlenkopfes) und Jalousieflügel ausgerüstet. Der Firmenstandort in der Innenstadt von Wolfenbüttel ließ Luther, der damals in der Hauptsache Windmühlen mit großen und platzraubenden Teilen fertigte, keine bauliche Erweiterung zu. Auch die Anlage einer Gießerei blieb ihm dort untersagt.

So kam es 1852 zu einer für das Mühlenbaugewerbe fortschrittlichen Unternehmertat: Gottlieb Luther tat sich mit dem wohlhabenden Müllersohn Anton Carl Peters aus der Wassermühle „Neue Mühle“ in Sickte (heute Neuerkerode) zusammen und gründete am Wolfenbütteler Schulwall die „Erste Deutsche Mühlenbauanstalt“. Erstmals in Deutschland war es dieser Firma möglich, eine Mühle modernster Bauart vom Fundament bis zum Dach ohne das Zutun von Fremdaufträgen auszuführen. Erstmals wurde in der Geschichte des Mühlenbaus in Berufssparten wie Ingenieure, technische Angestellte, Handwerker, Arbeiter und Tagelöhner unterschieden. Der Wandel vom reinen Handwerk zur Kombination von Ingenieurwissenschaft und Fertigung war vollzogen. Der Firmenstandort Schulwall – in Bahnhofsnähe – erlaubte eine reibungslose Transportabwicklung. (Abb. 1)

Aus Wolfenbüttel kamen für etwa 50 Jahre die besten Mühlenkonstruktionen nach modernsten Erkenntnissen. Es waren für die heutigen Begriffe Kleinmühlen, in der Hauptsache Wind- und Wassermühlen. Der Bedarf dieser kleinen Mühlen war besonders auf den Dörfern vorhanden und führte insbesondere nach Einführung der Gewerbefreiheit¹ in den 1860er Jahren zu einem regelrechten Windmühlen-Bauboom. Kornkammern wie die Hildesheimer Börde wur-

den mit Holländerwindmühlen oder nach neuesten Erkenntnissen umgebauten Bockwindmühlen gut ausgestattet. Es ist somit verständlich, dass sich in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Region zwischen Hannover, Hildesheim und Braunschweig mehrere große Mühlenbaufirmen gründeten, um den Bedarf an Wind- und Wassermühlen abzudecken. Zum Teil haben sie mit großen Anzahlen von Mühlenneubauten oder auch mit spektakulären Entwicklungen für Aufsehen gesorgt. Aus der Mühlenbaufirma Tiedt in Peine (gegründet 1858 von Ludwig Tiedt, geboren in Alt-Sammit bei Goldberg/Meckl.) kamen etwa 60 Windmühlen in diese Region. Allein in Wolfenbüttel fertigten um die Mitte der 1860er Jahre 4 Mühlenbaufirmen: Neben Luther & Peters waren dies die Firmen Th. Burgdorff, Kissel und die spätere Mühlsteinfabrik von Greiner & John.

Der Mühlenbauer Th. Burgdorff wurde später zu einer berühmten Persönlichkeit dieses Gewerbes in der Hildesheimer Börde. Er stammte aus der Wassermühle „Lauenthaler Mühle“ bei Gadenstedt (Landkreis Peine) und lernte bei Vater Leopold das Müller- und Mühlenbauerhandwerk. Von 1860 bis 1863 absolvierte er seine Gesellenzeit bei Luther & Peters in Wolfenbüttel. In dieser Zeit entwickelte er zusammen mit dem Kreidefabrikanten Carl Behrens in Söhlde (Landkreis Hildesheim) die erste Holländermühle zur Herstellung von Schlemmkreide, diese Mühle hat zur technischen Revolution in der Kreideindustrie beigetragen. Um 1900 standen 12 Windmühlen nach diesem System bei diesem heute noch für seine Kreideindustrie bekannten Ort. Mit dem Bau einer großen Holländermühle (Abb. 2) für den



¹ Gesetz, die Befugniß zum Betriebe von Mahlmühlen betreffend, vom 6.2.1862; Braunschweigische Gesetz- und Verordnungssammlung, Nr. 7, vom 21.2.1862.

Abb. 1: Mühlenbauanstalt, Maschinenfabrik und Eisengießerei Luther & Peters, Wolfenbüttel.

Abb. 2: Holländerwindmühle „Paula in Steinhude, früher in Broitzem. Die Windmühle „Paula“ ist heute eines der schönsten Zeugnisse des historischen Mühlenbaugewerbes aus dem Raum Braunschweig-Wolfenbüttel. Sie wurde 1863 vom Mühlenbauer Theodor Burgdorff aus Hoheneggelsen als Abschluss seiner Gesellenzeit bei der Wolfenbütteler Mühlenbauanstalt Luther & Peters in Broitzem bei Braunschweig erbaut, um 1880 durch die Wolfenbütteler Mühlenbaufirma Julius Kissel umgebaut, 1912 nach Steinhude versetzt, da sie zusammen mit 2 anderen Windmühlen in Broitzem und Lehdorf einer Fliegerschule weichen sollte. Ersatz schuf im selben Jahr der Bau der großen Dampfmühle (= Mühle mit Dampfmaschinenantrieb) „Roggenmühle“ in Lehdorf, erbaut von der Firma Luther, nunmehr bereits in Braunschweig ansässig. Die Windmühle „Paula“, in Steinhude, ist die letzte gewerblich arbeitende Windmühle der Region Hannover gewesen und als solche erst 1979 stillgelegt worden. Nach Restaurierungen 1999 und 2004/05 gehört die Mühle zu den wenigen, noch regelmäßig mahrenden Windmühlen im Hannoverschen Umland und zählt – als technische Schauanlage – zu den am meisten drehenden Windmühlen in Niedersachsen.



Müller Friedrich Wrede im Braunschweiger Nachbarort Broitzem erhielt Burgdorff 1863 die Konzession für die Gründung eines eigenen Mühlenbaubetriebes in Wolfenbüttel. Im Jahr 1865 gründete Burgdorff in Hoheneggelsen, in der Hildesheimer Börde, eine große Mühlenbaufirma und wurde zum „Hoflieferanten“ aller Windmüller der Gegend. Aufsehen erregte Burgdorff ab etwa 1880 durch die gelegentliche Anbringung einer Windturbine anstelle der herkömmlichen vier Flügel.

Im Hildesheimer Umland drehten sich solche Windturbinenmühlen als Holländermühlen in Feldbergen, Gadenstedt und (Salzgitter-)Lichtenberg, sowie – etwas weiter entfernt – in Baarsen und in Bakede bei Hameln. In Hoheneggelsen stattete er sogar eine Bockwindmühle 1888 mit einer solchen Windturbine aus.

Burgdorff gilt weiterhin als der Erste, der in Niedersachsen eine Bockwindmühle zur Paltrockwindmühle umbaute, als er 1894 für den Müller Klostermann eine zwischen Schliestedt und Klein-Dahlum (Landkreis Wolfenbüttel) abgebaute Mühle in Asel bei Hildesheim mit Rollen auf eine Kreisbahn stellte.

Die Familie Kissel betrieb in Wolfenbüttel in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts ein blühendes Mühlenbaugeschäft. Ursprünglich 1846 gegründet, führten mehrere Mitglieder dieser Familie zeitweise zusammen in der Wolfenbütteler Juliusstadt eine Firma. Besonders der Mühlenbaumeister Julius Kissel hat im Braunschweigischen zahlreiche Wind- und Wassermühlen neuester Konstruktion errichtet. Von ihm sind zahlreiche Originaltexte, u. a. im „Deutschen Müller“ und in „Die Mühle“ publiziert, erhalten geblieben.

Julius Kissel und später auch sein Adoptivsohn Jacob Kissel haben mehrere Jahre in der „Neuen Mühle“ am Wolfenbütteler Rosenwall das nötige Rüstzeug für ihre Firmenführung erhalten. Diese große Wassermühle wurde bereits unter ihrer Eigentümerfamilie Müller in der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts nach dem „Englischen System“ modern eingerichtet und 1879 unter den Gebrüdern Schünemann durch einen von Anfang an mit Turbine betriebenen Neubau ersetzt. Dieser prägt noch heute aufwendig restauriert das historische Stadtbild von Wolfenbüttel in herausragendem Maße.

Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts zeichnete sich wie nie zuvor ein Umbruch im Müllerei- und Mühlenbaugewerbe ab. Die Erfindung des Walzenstuhls in der heute noch gebräuchlichen Form, 1873 vom Züricher Ingenieur Friedrich Wegmann, markierte den Höhepunkt dieser Entwicklung, an der nun nur noch in den Anfängen Wolfenbütteler Firmen teil hatten, im Hauptteil aber Braunschweiger Firmen einen maßgeblichen Anteil bekamen.

Im November 1871 kauften zwei Wolfenbütteler Geschäftsleute mit Unterstützung des Bankhauses Hertzner, Hollmann & Comp. die vom Kurfürstentum Hannover angebotene „Königshütte“ in Bad Lauterberg im Harz. Diese beiden Wolfenbütteler waren der Buchhändler Ludwig Holle und der Mühlenbauer Anton Carl Peters, der Teilhaber Luthers. Wichtiges „Know how“ nahm Peters zur „Königshütte“ mit und machte aus dieser bisherigen Kunstgießerei sogleich eine Mühlenbauanstalt mit eigener Wassermühle. Wenig

später erlangte die „Königshütte“ bereits Bekanntheit im Walzenstuhlbau. Dort sind auch die ersten Porzellanwalzen in Deutschland hergestellt worden. Die Mühle, Peters hatte das ursprüngliche Hammerwerk zur Graupenmühle umgebaut, wurde 1888 nochmals umgebaut und zwar zur „Großmühle“, einer der ersten in Deutschland. Als solches ist diese 1960 stillgelegte Mühle mit kompletter, zum Teil aus dem Jahr 1888 stammender Einrichtung, noch heute als ein wertvolles technisches Denkmal erhalten. Auch die weiteren Gebäude der Maschinenfabrik und Gießerei sind mit größtenteils vorhandener Einrichtung, zum Teil aus der Zeit um 1875, erhalten.

1875 beendeten Gottlieb Luther und Anton Carl Peters ihre gemeinsame Firma. Luther verzog nach Braunschweig, um für seinen Sohn Hugo eine eigene Mühlenbaufirma zu gründen, die 1878 an der Frankfurter Straße eröffnet wurde. Die Wolfenbütteler Firma kaufte der aus Berlin stammende Unternehmer Max Erhardt, der hier noch einige Jahre Mühlenbau betrieb.

Als eine seiner letzten weitblickenden Taten kaufte Gottlieb Luther im selben Jahr die Rüniger Wassermühle, um sie als Werbeobjekt für die Vorführung der Müllereimaschinen der Firma seines Sohnes nutzen zu können. Am 10.04.1879 starb Gottlieb Luther in Braunschweig, die Beisetzung geschah auf dem Friedhof an der Goslarschen Straße. 1881 ließ sich Hugo Luther von der Firma Ganz in Budapest/Ungarn einzelne ihrer berühmten Walzenstühle kommen und verbessert sie in der Werkstatt der Mühle Rünigen. Zwei Jahre später übernahm er die Vertretung der Firma Ganz für das Deutsche Reich.

1894 baute Hugo Luther die Rüniger Mühle um, sie firmierte anschließend als „Erste Deutsche Großmühle, die nur mit Walzenstühlen und Plansichtern arbeitet“. Den 1888 in der Firma Ganz erfundenen Plansichter hatte der bei Luther tätige Ingenieur Julius Konegen seit 1892 zur Gebrauchsfähigkeit verbessert.

Von nun an nahmen die Ereignisse eine unternehmerisch abenteuerliche Gestalt an. 1894 trat – nach der Patentierung des neuen Plansichters – der Kommanditist Julius Konegen aus der Firma Luther aus und mit ihm gingen die beiden Ingenieure Carl Giesecke und Ernst Amme. Zusammen gründeten sie die Mühlenbaufirma AGK (Amme, Giesecke & Konegen) in der unmittelbaren Nachbarschaft der Firma Luther. Hugo Luther weitete seine Firma 1897 aus, er kaufte die Mühlenbauanstalt Seck in Dresden.

1901 starb Hugo Luther, seine beiden Söhne Gerhard und Stephan übernahmen kurze Zeit später die Firma. Gerhard Luther trat bereits 1912 wieder aus der Firma aus und gründete die „Roggenmühle Lehdorf“ in Braunschweig, weiterhin machte er sich als Zivilingenieur selbstständig. In dieser Position übernahm er 1914 die Leitung der Mühlenbaufirma Seck. 1921 trat er in den Aufsichtsrat der Firma Luther ein.

In jenem Jahr führte die Entwicklung zur Gründung der damals weltgrößten Mühlenbaufirma: 1921/22 schlossen sich die Firmen AGK und Luther in Braunschweig, Seck in Dresden, Kapler in Berlin und Greffenius in Frankfurt/Main zur MIAG (Mühlenbau und Industrie AG) zusammen.

Wo gibt es was?

Museal genutzte bzw. restaurierte oder sonst zu besichtigende Mühlen in der Region

Wolfenbüttel, Stadt und Landkreis

Wassermühle „Schünemanns Mühle“ in Wolfenbüttel

Bereits 1630 als Mühlenstandort genannt. Große Wassermühle am Rosenwall im Zentrum der historischen Altstadt, jetziges Gebäude für die Kaufleute Gebr. Schünemann 1879 erbaut. Bis 1978 in Betrieb, zuletzt eingerichtet mit fünf Walzenstühlen, Plansichtern, Reinigung, Gießputzmaschine, Mischerei. Bis auf Teile der Turbinensteuerung fehlt die Technik. Gebäude ist aufwendig restauriert und wird von der Bundesakademie für kulturelle Bildung für Veranstaltungen genutzt.

Wassermühle „Hagenmühle“ in Hornburg

Oberschlächtinge Wassermühle im historischen Fachwerzentrum der Altstadt. Das jetzige Gebäude ist laut Inschrift 1604 erbaut. Oberschlächtinges Wasserrad restauriert und in Betrieb, von der Mühleneinrichtung sind Reste erhalten.

Wassermühle Achilles in Erkerode

Bereits 1135 als Mühlenstandort genannt; ober Schlächtinge Wassermühle, in Betrieb bis Mitte der 1970er Jahre. Gebäude und Mühlentechnik 2006 bis 2009 restauriert, komplette Einrichtung mit zwei Steingängen, Sechskantsichter, Eureka-Schälmaschine, Elevatoren, eisernem Untertriebwerk und Generator zur Stromerzeugung. Betriebsfähige Schaumühle, die mehrfach im Jahr vorgeführt wird. (Abb. 3 und 4)

Windmühle am Bungenstedter Turm in Halchter

Turmholländermühle, erbaut 1877 von der Mühlenbau firma Erhardt/Wolfenbüttel, in Betrieb bis 1956, seit 1983 restauriert. Komplette Einrichtung mit drei Steingängen, Sechskantsichter, Windfeger, Elevatoren, Fahrstuhl, eisernem Untertriebwerk, Segelflügeln und Gaffelrad zur Kappenvordrehung. Betriebsfähige Schaumühle, die mehrfach im Jahr vorgeführt wird.

Windmühle in Dettum

Bockwindmühle, erbaut 1863 vom Amtszimmermeister Chr. Bracke/Großdenkte und dem Mühlenbauer Gottlieb Luther/Wolfenbüttel. In Betrieb bis 1976, seit 1977 restauriert. Komplette Einrichtung mit zwei Steingängen, Sechskantsichter, Aufzug, eisernem Untertriebwerk und Segelflügeln. Betriebsfähige Schaumühle, an der jedoch zur Zeit weitere Restaurierungsarbeiten anstehen. (Abb. 5)

Windmühle in Abbenrode

Bockwindmühle, mit älteren Bauteilen 1880 hier errichtet, 1980 – als letzte gewerblich betriebene Windmühle – von dem Müllermeister Erich Röhl stillgelegt. Zuletzt 1995 restauriert. Erhaltene Technik mit zwei Steingängen, Flügelwelle mit zwei Kammrädern, Aufzug, Fahrstuhl, Mischmaschine, Elevatoren und Jalousieflügeln. Betriebsfähige Schaumühle, die mehrfach im Jahr vorgeführt wird. (Abb. 6 und 7)

Motormühle in Abbenrode

1907 neben der Bockwindmühle errichtete Mühle mit Elektromotorantrieb. Teilrestauriert, komplette Technik mit zwei Walzenstühlen, Steinmahlgang, Plansichter, Gießputzmaschine, Mischmaschine, Behältern und Elevatoren, Getreidereinigung mit Aspirateur, Trieur, Schälmaschine, Bürstmaschine. In Kombination mit der Bockwindmühle mehrfach im Jahr gezeigte Schaumühle.

Windmühle in Hedeper

Achteckige Turmholländermühle, erbaut 1900 vom Mühlenbauer Meyer/Hornburg. Restaurierte Wohnmühle mit in großen Teilen erhaltener Technik mit einem Steingang, Fahrstuhl, eisernem Untertriebwerk, Segelflügeln und Gaffelrad zur Kappendrehung.



Abb. 4: Wassermühle in Erkerode, Ansicht.



Abb. 5: Bockwindmühle in Dettum.



Abb. 7: Bockwindmühle in Abbenrode, Ansicht.

Stadt Braunschweig

Windmühle „Victoria-Luise“ in Riddagshausen

Bockwindmühle, erbaut 1836 in Remlingen, 1979 zu musealen Zwecken auf die Lünishöhe in Riddagshausen versetzt, letztmalig 2007/08 restauriert. Erhaltene technische Grundausstattung mit einem Steingang, Aufzug und Segelflügeln. Betriebsfähige Schäumühle, die mehrfach im Jahr vorgeführt wird.

Windmühle / Motormühle in Völkenrode

Erdholländermühle, erbaut 1866 von der Mühlenbaufirma Ludwig Tiedt/Peine, 1919 zur Motormühle umgebaut. Technik in großen Teilen erhalten mit Reinigung, Plansichter, Elevatoren, Aufzug und diversen Transmissionen, Gebäude 2004 restauriert. Mühle wird privat erhalten.

Industriemühle „Alte Roggenmühle“ in Lehdorf

1912 als Dampfmühle von der Firma Luther/Braunschweig erbaut, später auf Elektroantrieb umgerüstet. Ende des 2. Weltkriegs teilweise zerstört, in Betrieb bis Ende der 1980er Jahre. Nach dem im Sommer 2007 ein Teil der Gebäude inklusive Technik durch einen Großbrand zerstört worden ist, erfolgt eine Restaurierung der verbliebenen Gebäude. Die Mühlentechnik ist nicht erhalten, verschiedene Nutzungen, auch Gastronomie.

Windmühle in Veltenhof

Turmholländermühle, erbaut 1876 von der Mühlenbaufirma Erhardt/Wolfenbüttel, 1930 zur Kirche umgebaut und als solche heute noch genutzt. Restaurierter Mühlturm mit nachgebauter Kappe erhalten.

Landkreis Helmstedt

Windmühle „Fünfflügelmühle“ in Wendhausen

Turmholländermühle mit Erdwall, erbaut 1837 von englischen Mühlenbauern, um 1895 und 1936 teilerneuert. Mühlentechnik komplett erhalten mit Steingang, Walzenstuhl, zwei Wurfsichtern, Trieur, Mischmaschine, Behältern, Elevatoren, Fahrstuhl, fünf Jalousieflügeln und Windrose, seltenes eisernes Getriebe aus England. Betriebsfähige Schäumühle, die mehrfach im Jahr vorgeführt wird.

Wassermühle Liesebach in Rábke

Erstmals 1236 als Mühlenstandort genannt, oberflächige Wassermühle, in Betrieb bis 1954. 2008/09 restauriert. Komplette Technik mit drei Walzenstühlen, Steingang, Plansichter, Gießauflöser, Fahrstuhl, Elevatoren u. Behältern, Reinigung mit Aspirateur, Trieur, Schäl- und Bürstmaschine, eisernes Untertriebwerk und Generator zur Stromerzeugung. Teilbetriebsfähige Schäumühle, die mehrfach im Jahr vorgeführt wird. (Abb. 8)

Stadt Salzgitter

Windmühle in Lichtenberg

Bockwindmühle, erbaut 1810, in Betrieb bis 1940, danach mehrfach restauriert. Technische Grundausstattung mit Steingang, Aufzug und Segelflügeln erhalten. Stillstehende Schäumühle.

Windmühle beim Schloss Salder

Bockwindmühle, erbaut 1814, 1878 nach Osterlinde versetzt, 1984 zu musealen Zwecken hierher versetzt und restauriert. Technische Grundausstattung mit Steingang, Aufzug und Segelflügeln erhalten. Gelegentlich betriebene Schäumühle.

Landkreis Goslar

Windmühle auf dem Buchenkamp in Liebenburg

Erbaut etwa 1850 in Immenrode, 1889 hierher versetzt, bis in die 1970er Jahre in Betrieb, Anfang bis Mitte der 1990er Jahre teilweise restauriert. Komplette und für eine Bockmühle sehr umfangreiche Technik mit zwei Steingängen, zwei Walzenstühlen, Quetschstuhl, Askaniasichter, Zentrifugalsichter, Behältern, Aufzug, fünf Elevatoren, eisernem Untertriebwerk, Reinigung mit Sortierzylinder, Trieur, Schälmaschine und Bürstmaschine, zwei Jalousie- und zwei Segelflügel, altem Deutz-Dieselmotor. Zu großen Teilen betriebsfähige Schäumühle, die von privat unterhalten und mehrfach im Jahr vorgeführt wird. (Abb. 9)

Wassermühle Lohmühle in Goslar

Oberschlächtinge Wassermühle am Klapperhagen im historischen Stadtzentrum von Goslar. Als eine der letzten reinen Lohmühlen schon vor 1900 stillgelegt. Trotzdem blieb die komplette Technik mit Steingang, Waschtrommel, Stampfwerk und Resten des Wasserrades erhalten. Im Nebengebäude (ehemalige Kreidemühle) ist ein restauriertes oberflächiges Wasserrad betriebsfähig erhalten. Schauanlage, gelegentlich zu besichtigen.

Bergwerksanlage „Rammelsberg“ in Goslar

Ehemalige Silbererzgrube, seit einigen Jahren als technische Schauanlage inklusive restaurierter Grubenbahn genutzt. Im „Röderstollen“ das rekonstruierte riesige oberflächige Wasserrad, als Kehr- und Förderanlage inklusive aller zugehörigen technischen Anlagen. Als Bergwerksmuseum regelmäßig zu besichtigen.

Literaturverzeichnis (Auswahl)

- Ahlborn, Jürgen: Die Geschichte der Mühle zu Rüningen. – Eigenherstellung, Braunschweig, 2003.
- Detle, Joachim: Gottlieb Luther, Begründer der Braunschweiger Mühlenbauindustrie. – In: Braunschweigische Heimat, 72. Jg., Heft 3/4, S. 81-87, Braunschweig, 1986.
- Diersche, Rudi und Hagen, Rüdiger: Steinhuder Windmühle Paula, Historie und Technik seit 1670 in Wort und Bild. – Verein zur Erhaltung der Steinhuder Windmühle e.V., 2006.
- Eichhorn, Heinz: Das Abbenroder Windmühlenbuch. – Gemeinde Cremlingen, 1984.
- Eichhorn, Heinz: Windmühlen im Braunschweiger Land, mit einem Mühlen-ABC. – Appelhaus-Verlag, Braunschweig, 1998.
- Flehsig, Werner: Unsere alten Wasser- und Windmühlen. – In: Braunschweigische Heimat, 33. Jg., Heft 3/4, Braunschweig, 1942.
- Hagen, Rüdiger: Mühlenbau in und um Wolfenbüttel, Spurensuche. – Aktionsgemeinschaft Altstadt, Wolfenbüttel, 2005.
- Hillegeist, Hans-Heinrich: Die Königshütte in Bad Lauterberg/Harz und das Südhärzer Eisenhüttenmuseum. – Veröffentlichungen des Förderkreises Königshütte e.V., Heft 8, Bad Lauterberg, 2006.
- Klabunde, Hasso und Kastenmüller, Stefan: 150 Jahre Mülerei und Mühlenbau. – Privatdruck, Martinsried/Braunschweig, 2003.
- Loose, Robert: Dettumer Mühlengeschichte. – Dettumer Mühlenverein, 2001.
- Luther, Gerhard: Der deutsche Mühlenbau. – Dissertation bei der großherzoglichen Technischen Hochschule Darmstadt, Krampe, Braunschweig, 1909.
- Kastenmüller, Stefan: 50 Jahre Deutsche Müllerschule in Braunschweig. – Verein zur Förderung der Deutschen Müllerschule e.V. Braunschweig, Bonn, 1999.
- Taschenbuch des Müllers. – MIAG, Braunschweig, 1927.
- Thielemann, Otto: Nordharzer Windmühlen. – Harz-Zeitschrift, Bd. 31, S. 131-137, 1979.

Wassermühle Liesebach in Rábke

Längsschnitt 1

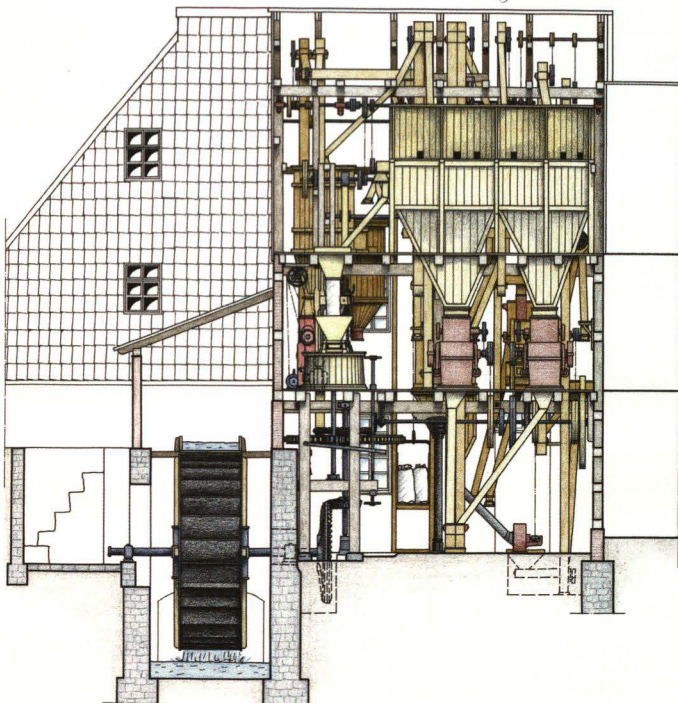


Abb. 8: Wassermühle in Rábke, Schnittbild.



Abb. 9: Bockwindmühle in Liebenburg.

Windmühle in Abbenrode Zustand um 1910, Rekonstruktion

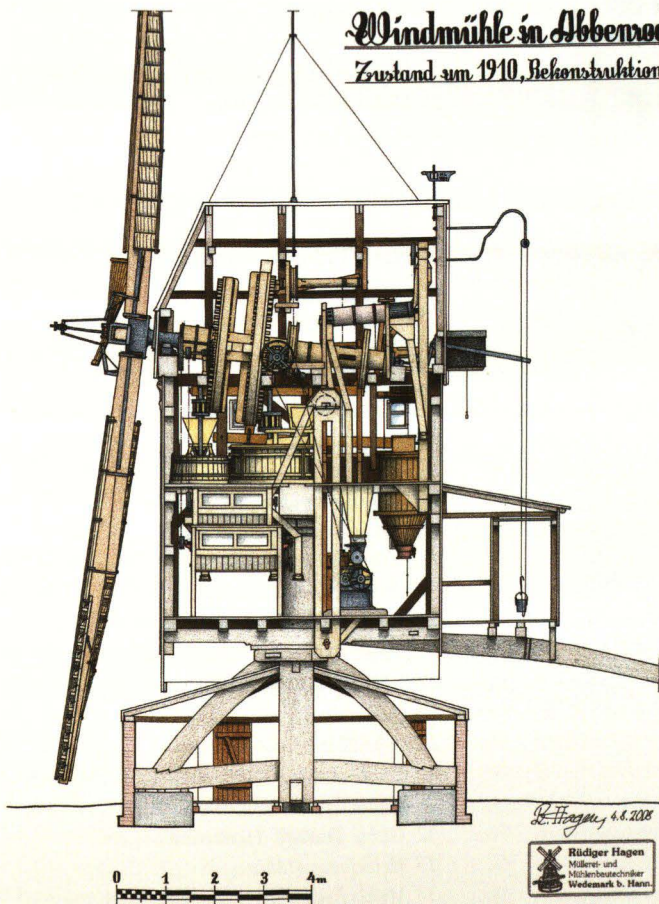


Abb. 6: Bockwindmühle in Abbenrode, Schnittbild.

Wassermühle Achiller in Erkerode, Lk. Wolfenbüttel

Rekonstruktion des technischen
Einrichtung um ca. 1910

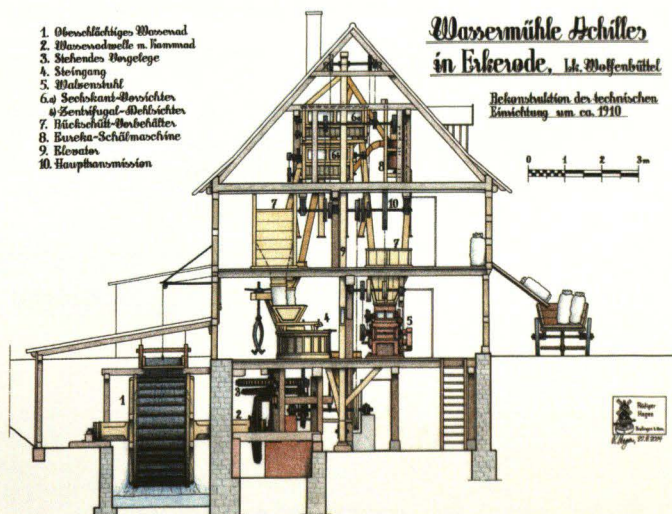
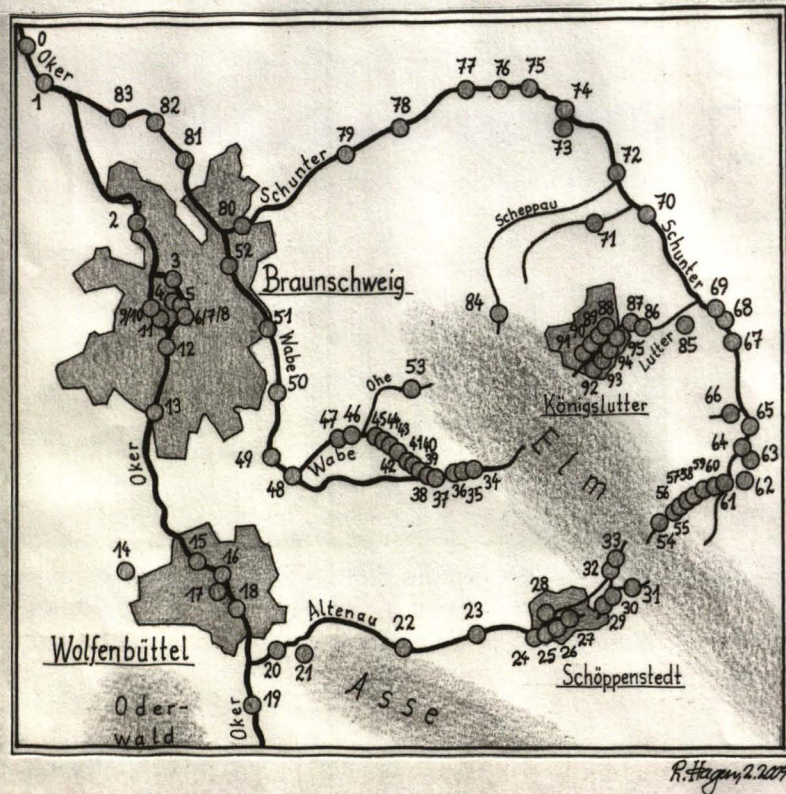


Abb. 3: Wassermühle in Erkerode, Schnittbild.

Wassermühlen an Oker, Schunter, Wabe, Altenau



Plan und Liste 1:

Wassermühlen an Oker, Schunter, Wabe, Altenau.

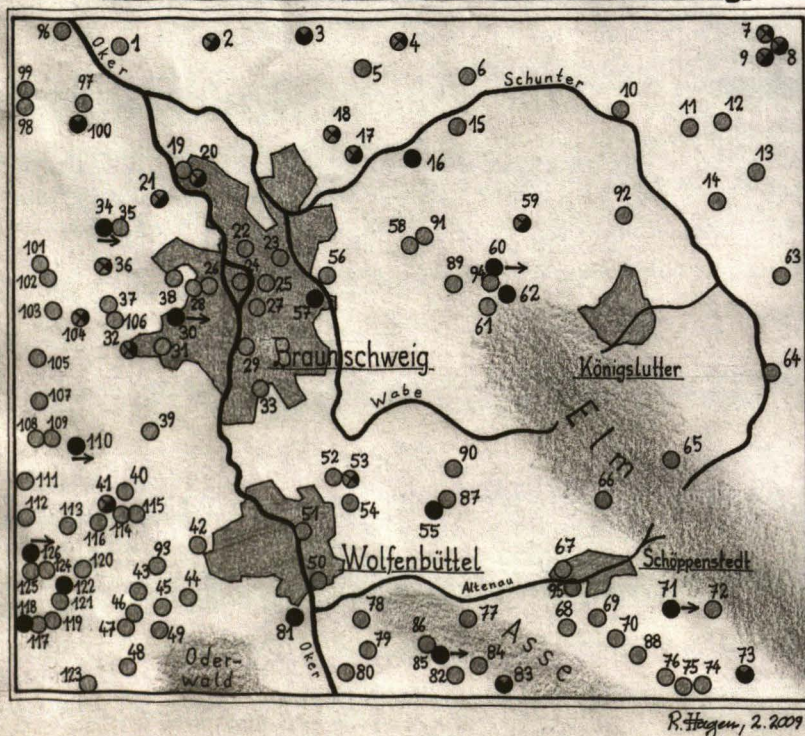
Oker

- 0 Neubrück
- 1 Rothemühle
- 2 Ölper Mühle
- 3 Wendentorsmühle
- 4 Braunschweiger Damm-Mühle
- 5 Ägidienmühle
- 6, 7, 8 Burgmühlen
- 9, 10 Neustadtmühlen
- 11 Südmühle
- 12 Eisenbüttler Mühle
- 13 Rüniger Mühle
- 14 Teichmühle Fummelse
- 15 Damm-Mühle Wolfenbüttel
- 16 Neue Mühle Wolfenbüttel
- 17 Schlentermühle
- 18 Mühle in der Kommissie
- 19 Fährmühle Hedwigsburg

Altenau

- 20 Wendesser Mühle
- 21 Groß-Denkter Mühle
- 22 Weferlinger Mühle

Windmühlen in und um Braunschweig



Plan und Liste 2:

Windmühlen in und um Braunschweig.

- 1 Aumanns Mühle, Groß-Schwülper
- 2 Hesternmühle, Adenbüttel
- 3 Mühle Bollmohr, Meine
- 4 Mühle Jäger, Essenrode
- 5 Mühle Erdmann, Grassel
- 6 Mühle Thönebe, Brunsrode
- 7 Groß-Twülpstedter Mühle
- 8 Mühle Täger, Papenrode
- 9 Mühle Hotopp, Groß-Sisbeck
- 10 Heiligendorfer Mühle
- 11 Neindorfer Mühle
- 12 Almker Mühle
- 13 Mühle Stautmeister, Ahmstorf
- 14 Mühle Uhry
- 15 Lehrer Mühle
- 16 Fünfflügelmühle Wendhausen
- 17 Mühle Schrader, Hondelage
- 18 Mühle Sattler, Bevenrode
- 19 Mühle Clauß, Veltenhof
- 20 Mühle Witte, Veltenhof, seit 1930 Kirche
- 21 Mühle Brüdern, Völkrode
- 22 - 28 ehem. Windmühlen im Innenstadtgebiet Braunschweig
- 29 Lohmühle Eisenbüttel
- 30 Mühle Wrede, Broitzem, heute in Steinhude
- 31 Mühle Oppermann, Broitzem
- 32 Mühle Teutloff, Timmerlah
- 33 Melveroder Mühle
- 34 Mühle Feuge, Bortfeld, heute im Altmärkischen Freilichtmuseum Diesdorf

- Komplette erhalten, betriebsfähig, museal
- Außen komplett erhalten
- Ohne Flügel erhalten
- Stumpf oder Rest
- ➔ An anderen Ort versetzt und dort erhalten

23 Kuckucksmühle Bansleben
 24 Mühle Brüdern, Schöppenstedt
 25 Biermannsmühle, Schöppenstedt
 26 Viethsmühle, Schöppenstedt
 27 Waldmühle, Schöppenstedt
 28 Twelkemühle, Schöppenstedt
 29, 30, 31 Eitzumer Mühlen
 32 Kloppemühle, Sambleben
 33 Pumpmühle, Sambleben

Wabe

34 Mühle Achilles, Erkerode
 35 Mühle Bühn, Erkerode
 36 Mühle Ehlers, Erkerode
 37 Steinmühle, Lucklum
 38 Neue Mühle, Lucklum
 39 Pulvermühle, Lucklum
 40 Kupfermühle, Lucklum
 41 Voigtsmühle, Veltheim
 42 Lohmühle, Neuerkerode
 43 Obere Papiermühle, Neuerkerode
 44 Neue Mühle, Neuerkerode
 45 Untere Papiermühle, Sickte
 46 Ölmühle, Sickte
 47 Rotband-Mühle, Sickte
 48 Apelnstedter Mühle

49 Kupfermühle, Salzdahlum
 50 Rautheimer Mühle
 51 Klostermühle, Riddagshausen
 52 Gliesmaroder Mühle
 53 Papiermühle, Klein-Veltheim

Schunter

54 Obermühle, Rábke
 55 Mühle Willecke, Rábke
 56 Obere Amtsmühle, Rábke
 57 Untere Amtsmühle, Rábke
 58 Liesebachs Mühle, Rábke
 59 Mühle Prinzhorn, Rábke
 60 Mittelmühle, Rábke
 61 Untermühle, Rábke
 62 Laagmühle, Wolsdorf
 63 Ölmühle, Frellstedt
 64 Obermühle, Frellstedt
 65 Rotemühle, Frellstedt
 66 Süpplinger Mühle
 67 Gutsmühle, Süpplingenburg
 68, 69 Groß-Steinumer Mühlen
 70 Ochsendorfer Mühle
 71 Puritzmühle, Rieseberg
 72 Gutsmühle, Glentorf
 73 Teichmühle, Heiligendorf

74 Klostermühle, Heiligendorf
 75 Hattorfer Mühle
 76 Beienroder Mühle
 77 Flechter Mühle
 78 Lehrer Mühle
 79 Wendhäuser Mühle
 80 Querumer Mühle
 81 Bienroder Mühle
 82 Wendenmühle
 83 Frickenmühle, Thune

Lutter, Scheppau

84 Alte Mühle, Bornum
 85 Schickelsheimer Mühle
 86 Junkermühle, Rottorf
 87 Gutsmühle, Rottorf
 88 Röversche Mühle, Königslutter
 89 Papiermühle, Königslutter
 90 Schaaresche Mühle, Königslutter
 91 Herrenmühle, Königslutter
 92 Jakobs-mühle, Königslutter
 93 Gutsmühle, Königslutter
 94 Amtsmühle, Königslutter
 95 Klostermühle, Königslutter

35 Mühle Hübotter, Bortfeld
 36 Vogelsanger Mühle, Wedtlenstedt
 37 Mühle Maasberg, Klein Gleidingen
 38 Mühle Maaßberg, Lehnrdorf
 39 Mühle Richter, Geitelde
 40 Thieder Mühle
 41 Sauringer Mühle
 42 Windmühle bei der Fümmler Teichmühle
 43 Immendorfer Mühle
 44 Mühle Dürkop, Adersheim
 45 Mühle Spörr, Leinde
 46 Windmühle vor Leinde
 47 Mühle Fröchtling, Barum
 48 Lobmacherser Mühle
 49 Crammer Mühle
 50 Windmühle in Linden
 51 Windmühle auf der Bastion Carlsberg,
 Wolfenbüttel
 52 Mühle Kunze, Salzdahlum
 53 Mühle Grüne, Salzdahlum
 54 Mühle Dürkop, Ahlum
 55 Mühle Weste, Dettum
 56 Mühle Tegmeier, Riddagshausen
 57 Mühle „Viktoria-Luise“, Riddagshausen
 58 Mühle Grobe, Weddel
 59 Mühle Gerhardt, Scheppau
 60 Mühle Kahl, Schandelah
 61 Gutsmühle, Destedt
 62 Mühle Röhl, Abbenrode
 63 Wind-Wassermühle Täger, Barmke
 64 Patentmühle, Süpplingen
 65 Lelmer Mühle
 66 Mühle Uhlenhaut, Kneitlingen

67 Mühle am Sambleber Berg, Schöppenstedt
 68 Berklinger Mühle
 69 Watzumer Mühle
 70 Mühle Angerstein, Uehde
 71 Klein-Dahlumer Mühle,
 heute in Asel bei Hildesheim
 72 Mühle Kirchhoff, Twiefelingen
 73 Söllinger Mühle
 74 Domänenmühle Beierstedt
 75 Heesebergmühle, Beierstedt
 76 Mühle Brandes, Watenstedt
 77 Groß-Vahlberger Mühle
 78 Mühle Bracke, Groß-Denke
 79 Mühle Fitzner, Groß-Biewende
 80 Spitzbergmühle, Bornum
 81 Mühle am Bungenstedter Turm, Halchter
 82 Mühle Bertram, Timmern
 83 Mühle Bosse, Hedeper
 84 Mühle Schneider, Semmenstedt
 85 Mühle Glockentöger, Remlingen,
 heute in Riddagshausen
 86 Turmmühle v. Löhneysen, Remlingen
 87 Melkebergmühle Dettum
 88 Patentmühle, Barnstorf
 89 Cremlinger Mühle
 90 Hachumer Mühle
 91 Mühle Krökel, Weddel
 92 Windmühle bei der Puritzmühle,
 93 Mühle Bente, Drütte
 94 Butterbergmühle, Gardessen
 95 Hohentorsmühle, Schöppenstedt
 96 Windmühle bei Neubrück
 97 Windmühle nördl. von Wendeburg

98 Mühle Volling, Meerdorf
 99 Windmühle westl. von Meerdorf
 100 Mühle Schröder, Zweidorf
 101 Alte Mühle, Wahle
 102 Patentmühle, Wahle
 103 Mühle Reinecke, Vechelde
 104 Mühle Kummer, Denstorf
 105 Patentmühle, Ledingen
 106 Mühle Schrader, Groß-Gleidingen
 107 Windmühle südwestl. von Bodenstedt
 108 Mühle Metzner, Vallstedt
 109 Mühle Siedentopp, Vallstedt
 110 Mühle Ahsendorf, Alvesse,
 heute im Handwerksmuseum Suhlendorf
 111 Mühle Bäre, Lengede
 112 Patentmühle, Broistedt
 113 Mühle Grotefend, Engelnstedt
 114 Patentmühle, Beddingen
 115 Mühle Hagemann, Beddingen
 116 Mühle Jordens, Bleckenstedt
 117 Domänenmühle, Lichtenberg
 118 Mühle Unverzagt, Lichtenberg
 119 Windmühle bei der Oberen Sukopsmühle,
 Bruchmachersen
 120 Patentmühle, Hallendorf
 121 Mühle Leue, Salder
 122 Mühle im Museum Schloss Salder
 123 Berkefeldsmühle, Engerode
 124 Riemanns Mühle, Lebenstedt
 125 Oppermanns Mühle, Lebenstedt
 126 Krähenriedemühle, Lebenstedt,
 heute in Peine-Stederdorf



Windmühle am Bungenstedter Turm in Halchter

Text von Bärbel Niebuhr, Fotos von Michael Niebuhr

Die Windmühle am Bungenstedter Turm steht südlich des Wolfenbütteler Dorfes Halchter, zwischen der Oker und der ehemaligen Bundesstraße 4. Sie wurde im Jahre 1880 als Holländer-Mühle errichtet.

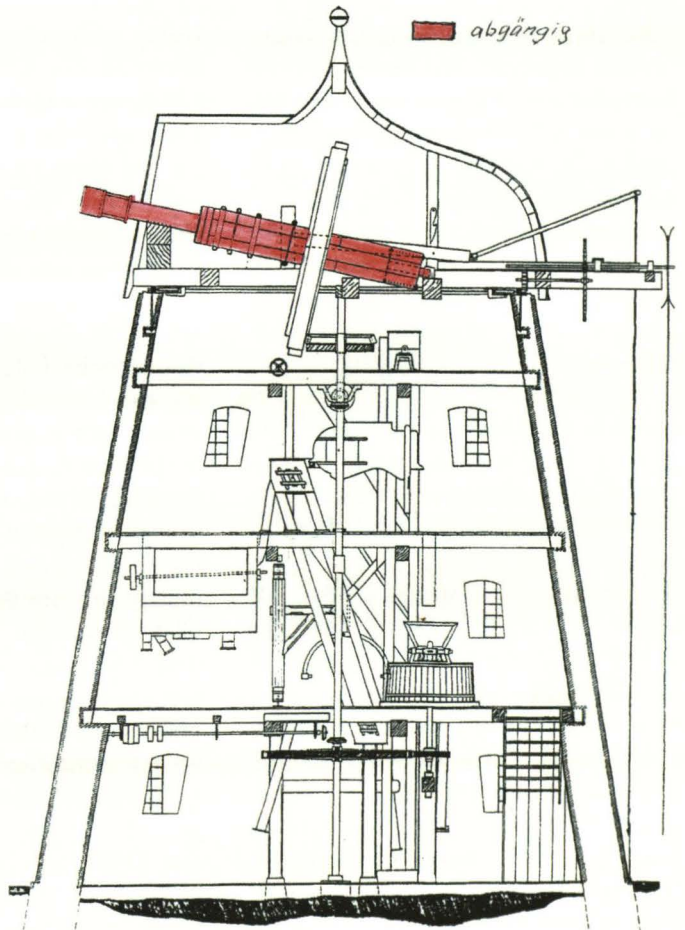
Aufgrund ihrer Bau- und Arbeitsweise stellt diese Mühle ein in unserer Region einzigartiges Zeugnis dar für den Übergang von handwerklicher zu industrieller Technik. Ihr Mahlwerk ist seit ihrer Erstellung nahezu unverändert und in gutem Zustand erhalten geblieben. Aus diesen Gründen gilt sie als besonders wertvolles Baudenkmal. Sie ist zugleich eines der markantesten ländlichen Kulturdenkmäler der Stadt und des Landkreises Wolfenbüttel. (Abb. 1)

Die Mühle wurde bis 1956 betrieben, zuletzt mit einem Dieselmotor als Mahlgangsantrieb. Da sie seitdem keinerlei Einnahmen mehr erbracht hat, war es ihren Eigentümern – trotz bewundernswerter Anstrengungen – nicht mehr möglich, sie vor dem drohenden Verfall zu bewahren. Deshalb haben interessierte Bürger einen Verein gegründet.

Der „Förderkreis zur Erhaltung der Windmühle am Bungenstedter Turm e.V.“ wurde am 07.06.1983 von 75 Mitgliedern gegründet. Er hat jetzt etwa 120 Mitglieder. Der Verein wurde aufgrund seiner Zielsetzung vom Finanzamt Wolfenbüttel als gemeinnützig anerkannt.

Seit 1983 arbeitet der Förderkreis an der Instandsetzung der Mühle, finanziell gefördert von der Stadt und dem Landkreis Wolfenbüttel, dem Land Niedersachsen, dem Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds sowie der Niedersächsischen Sparkassenstiftung. Möglich wurden die Instandsetzungsarbeiten aber erst durch zahllose freiwillige Arbeitsstunden und vielen Spenden. Die Mühle, die rund 60 Jahre ohne Flügel da stand, hat im Jahre 1992 neue Flügel und im Jahre 1997 einen Muschelkalkputz erhalten.

Im Jahre 1999 wurde der Dieselmotor durch einen Elektromotor ersetzt, so dass auch heute bei unzureichendem Wind gemahlen werden kann. (Abb. 3)



Im Jahre 2006 stand die bislang letzte große Reparatur an. Die alte Flügelwelle aus Holz (Abb. 4 und 5) wurde durch eine Stahlwelle ersetzt. Aber auch das wurde hervorragend durch den Einsatz der Mitglieder und einer Fachfirma gemeistert. So dass auch heute – nach alter Tradition – allein mit Windkraft gemahlen werden kann. (Abb. 2) Auch heute führt der Materialfluss durch die alten Mahlgänge. Während unserer Mühlenfeste und Führungen wird den Besucherinnen und Besuchern der Mahlvorgang „vom Korn zum Mehl“ anschaulich erklärt.

Als bisher letzte Maßnahme bekam das Mühlengebäude 2008 einen neuen Außenputz mit Anstrich.

Wir, die Mitglieder, wollen die Erhaltung der Windmühle in einem betriebsbereiten Zustand fördern und sie der interessierten Öffentlichkeit zugänglich machen. Führungen und Besichtigungen sind nach vorheriger Anmeldung jederzeit möglich. Ansonsten ist die Mühle zwei Mal im Jahr, am Pfingstmontag (= Deutscher Mühltentag) und an einem September-Sonntag für Besucher geöffnet: Mit Bewirtung und angeschlossenen Bauernmarkt.

Beschreibung und Technische Daten

Bauart	Erdholländer mit Außenkrühwerk* mit Gaffelrad und Kette * Stellmechanik für die Mühlenhaube, um das Flügelwerk „in den Wind“ zu drehen
Mühlengebäude	Durchmesser am Boden 10,5 m (= 33 m Umfang) Durchmesser am Drehkranz 6,7 m (= 21 m Umfang) Höhe des Mauerwerks 10,5 m Gesamthöhe 15,5 m
Flügelwerk	4 Flügel, jeder 11 m lang (= 22 m Durchmesser)
Getriebe	Flügelrad, 3,25 m Durchmesser, mit 112 Zähnen aus Weißbuche Kammrad der Königswelle mit 168 Zähnen aus Weißbuche Kronrad aus Gusseisen mit 43 Zähnen Kammräder der Mahlgänge aus Gusseisen mit je 42 Zähnen
Mahlwerk	2 Mahlgänge aus Naturstein (französischer Sandstein) 1 Schrotgang aus Kunststein

Abb. 1 (linke Seite): Die Mühle im neuen Glanz (mit einem Blitzableiter als weiterem Schutz).

Abb. 2 (links oben): Ein weiterer Flügel wird zum Anbau vorbereitet.

Abb. 3 (rechts oben): Mühlstein, zum Schärfen gewendet.

Abb. 4 (rechts mitte): Schematisches Schnittbild.

Abb. 5 (rechts unten): Defekte Flügelwelle aus Holz, mit dem Müller Walter Habekost.

Armut bedeutet Tod

*Text von Prof. Dr. h. c. Gerd Biegel,
Institut für Braunschweigische
Regionalgeschichte an der
TU Braunschweig*

Eine frühe Debatte um die Kosten im Gesundheitswesen

„Das Haus Braunschweig hat aufgehört zu regieren“. Mit diesen Worten kennzeichnete Napoleon die Situation nach der Schlacht bei Auerstedt/Hassenhausen, in der 1806 der braunschweigische Herzog Carl Wilhelm Ferdinand tödlich verwundet wurde. Die napoleonische Hegemonialpolitik hatte schließlich gravierende Auswirkungen auf Stadt und Land Braunschweig.

Nach dem Frieden von Tilsit 1807 gehörte das ehemalige Land Braunschweig zum Königreich Westphalen, das von Napoleons Bruder Jérôme in Kassel regiert wurde. Es sollte ein französischer Musterstaat werden mit einer liberalen Regierung und im Geiste der Französischen Revolution. Dies gelang auf politisch-administrativem Gebiet, jedoch nicht hinsichtlich der demokratisch-konstitutionellen und sozial-reformerischen Grundlagen des napoleonischen Modellstaatenprogramms. Kriegskontributionen, Truppenkontingente und die Besatzungspolitik zehrten das Land finanziell auf. Daher war dieser „Modellstaat“ im Kern bereits bei seiner Gründung zum Scheitern verurteilt.

Braunschweig war die Hauptstadt des Departements Oker und neben Magdeburg das wichtigste Handelszentrum im Königreich Westphalen. Zu Beginn begrüßte die Bevölkerung, vor allem die Oberschicht, die neuen Zeiten, schienen sie doch positive Veränderungen zu bringen. Insbesondere der Adel sah keine Nachteile. Auch wenn er an politischer Bedeutung verlor, behielt er doch seine wirtschaftlichen Privilegien.

Hatte sich also die einheimische Oberschicht rasch mit den neuen Verhältnissen angefreundet und musste kaum auf ihren gewohnten Luxus und die gewohnte Geselligkeit verzichten, wirkte sich die Wirtschaftsblockade Napoleons sehr bald spürbar aus. Das Kontinentalsystem mit seiner Kontinentalsperre gegen England und dessen Warenimport aus Übersee sollte dramatische Folgen auf allen Gebieten des Handels und der Wirtschaft zeigen. Die knapper werdenden Einfuhren von Kaffee, Zucker, Tabak und Tee und die seit 1809 erhobenen Verbrauchssteuern verteuerten die beliebten Genussmittel erheblich, und man musste sich um Ersatzmittel, wie z.B. Cichorienkaffee oder Rübenzucker bemühen, wobei sich in einem Bereich das Fehlen der Überseeprodukte gravierend auswirkte: im Gesundheitswesen. Zahlreiche Genussmittel, die in Maßen als medizinische Mittel eingesetzt wurden, standen nicht mehr zur Verfügung oder waren zu teuer geworden. Meist aus den gleichen Ländern in Übersee stammten außerdem die Grundstoffe seltener Pflanzen für dringend benötigte Arzneimittel.

Man war nun, aufgrund des fehlenden Fernhandels, von Rohstoffen abgeschnitten, die in der Pharmazie der Zeit eine wichtige Rolle spielten. Diese Arzneimittel, meist aus Südamerika, Afrika oder Indien importiert, gelangten nur noch in kleinen Mengen – meist illegal – nach Braunschweig und waren fast unerschwinglich. An der Spitze stand die Chinarinde, aus der vor allem fiebersenkende Arzneien hergestellt wurden. Durch Napoleons

Kontinentalsperre waren diese wichtigsten Arzneimittel so teuer geworden, dass sie sich nur noch wohlhabende Bürger in Braunschweig leisten konnten. Diese Tatsache löste eine heftige öffentliche Debatte über das gesamte Gesundheitswesen aus, das im Zuge der Reform des Armenwesens unter Herzog Carl Wilhelm Ferdinand kurz zuvor einigermaßen funktionsfähig entwickelt worden war und dessen Leistungen allen Menschen in Braunschweig zugute kommen sollten.

Die steigenden Kosten für brauchbare Arzneimittel gefährdeten dieses Gesundheitssystem erheblich und führten zu einer Zwei-Klassen-Gesellschaft bei der öffentlichen Gesundheitsversorgung.

Im Braunschweigischen Magazin wurde daher darüber geklagt, dass sich die Reichen zwar noch die dringend benötigten Arzneimittel leisten könnten, die Armen jedoch sterben müssten: „Zwar trifft dieses Unglück größtenteils nur die Armen; aber ist der arme Mensch nicht auch Mensch, füllt er nicht auch seinen Platz im Weltall nützlich aus?“ Die ständig steigenden Kosten hatten innerhalb kurzer Zeit das öffentliche Gesundheitswesen Braunschweigs ruiniert. Nicht mehr die Schwere der Krankheit entschied über die Versorgung, sondern ausschließlich die Frage der Finanzierung. Wer das notwendige Geld hatte, durfte überleben.

Das Gesundheitswesen war also schon vor rund 200 Jahren ein hochaktuelles Thema in Braunschweig.

90. Gebürsdag: 1920 – 2010 – 2100 *Text von Rolf Ahlers*

Et was in'n Märze twei-düsend-un-teihne, en fründlichen Sönn dag, de Sönn schiene. Et was Gebürsdag. Ne ganz kregel Früe fieere öhren neggenzigsten Gebürsdag. Up mehre Siete härre se sik al Dage vorher en Deil Beleeefnisse üt öhren Leben upeschreiben. As alle da wärrn, hat se denne dat vorelesen. Et was Lustiget un uk Trüuriget dabee – wie dat in sä'n langen Leben sä vorkummt un wie de Weltgeschichte in düsse lange Tied ewesen is. De veelen Lue, öldere un junke, de tän grateliern ekumen wärrn, höörn niepe tä, keeken uk varwundert – man könne seihn, wie dat bie jüm mannichmal sä dor de Köppe güng.

En lüttischig Mäken, erst en poor Dage ult, was de jüngste Gratelantin. Na, veel midekreegen hat öt von de Fieeriee nich, de mehrste Tied hat et eslapen.

Nah ne Wiele güng mik dat sä dor den Kopp: Von den Johre neggenteihn-hundert-un-twintig – in dene de Jubilarin up düsse Eere ekumen is – bet hüte, in den Johre twei-düsend-un-teihne, sünd neggenzig Johre in't Land egahn. Un nü düt lüttische Mäken, et wasset ran, et word grut un et word ölder. Un wenn öt denne öhren neggenzigsten Gebürsdag fieert, denne schriebe wie dat Johr twei-düsend-un-hundert.

As ik düsse Wöhrheit denne ütesproken hääbe, is et de junken Lue erst upegahn, wie lange denn wol neggenzig Johre düert un wat in sä ne lange Tied allens angahn kann.

Veranstaltungskalender April bis September 2010

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e. V.

Vorträge

Die Mitglieder des Landesvereins sind gern gesehene Gäste bei den **Donnerstags-Vorträgen**, 19.00 Uhr,
Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte in Braunschweig, Fallersleber-Tor-Wall 23, 38100 Braunschweig

Spaziergänge und Besichtigungen

Donnerstag, 27. Mai 2010, 15.00 Uhr
Führung durch den ehemaligen Bunker Alte Knochenhauerstraße
Leitung: Wolfgang Ernst
Treffpunkt: Gedenktafel am Bunker
Spende für Aufsichtsperson im Bunker.

Donnerstag, den 10.06.2010, 15.00 Uhr
Führung durch das landwirtschaftliche Museum „Lenges Hof“ in Schapen, Lindenallee 5
Leitung: Hartmut Lenge

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

Vorsitzender: Dieter Heitefuß,
Buchfinkweg 10, 38122 Braunschweig

Internet: www.bs-heimat.de

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 25,- €
Schüler und Studenten auf Anfrage

Bankverbindung:
Konto 111 690, BLZ 250 500 00
Nord/LB Braunschweig

Donnerstag, den 01.07.2010, 14.00 Uhr
Besichtigung und Führung
Julius Kühn Institut
(früher Biologische Bundesanstalt)
Leitung: Dr. Gerlinde Nachtigall
Treffpunkt: Pfortnerhaus
Eingang Messeweg 11/12, Braunschweig

Exkursionen

Sonntag, den 25.04.2010,
Abfahrt mit Bus: BS-Stadthalle 8.30 Uhr
Exkursion zum Welfenschloss Herzberg und das Kloster Walkenried
Führung durch Außenteil und Museum Welfenschloss Herzberg
12.15 Uhr Mittagessen, anschließend
Führung durch Kloster und Museum
Walkenried, Kaffeetrinken im Gasthof
„Zur Linde“ in Neuhof
Inkl. Eintrittsgeld und Führungskosten:
27,- € für Mitglieder,
30,- € für Nichtmitglieder
Leitung: Dieter Heitefuß
Anmeldung: Telefon 0531 / 872482 oder
vorsitzender@bs-heimat.de

Sonntag, 06.06.2010
Abfahrt mit Bus: BS-Stadthalle 9.00 Uhr
Exkursion in Zusammenarbeit mit der Braunschweigischen Landschaft
Eulenspiegel-Tour nach Schöppenstedt
Leitung: Edmund Heide
Anmeldung: Telefon 0531 / 849251 oder
edmundheide@aol.com

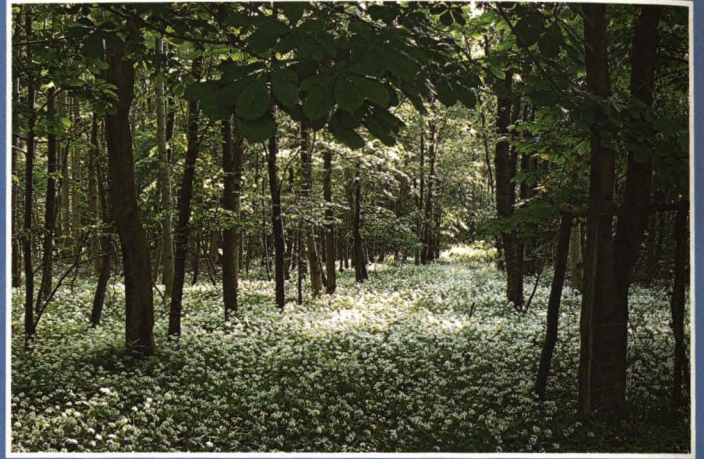
Sonntag, den 15.08.2010, 10.00 Uhr
Fahrradtour vom Juleum in Helmstedt zum Museum Burg Ummendorf, Besichtigung und Gartenführung
Leitung: Marita Sterly M. A.



Sonntag, den 29.08.2010, 11.00-18.00 Uhr
„Tag der Braunschweigischen Landschaft“ in Wolfenbüttel, Stand im Schlossinnenhof

Sonntag, den 19.09.2010:
Exkursion in Zusammenarbeit mit der Braunschweigischen Landschaft „Auf den Spuren von Wilhelm Raabe“ nach Eschershausen und Fürstenberg an der Weser
Leitung: Edmund Heide
Anmeldung: Telefon 0531 / 849251 oder
edmundheide@aol.com

Änderungen bleiben vorbehalten!



Frühling im Landschaftsschutzgebiet Lah – Küblinger Trift und im Südelm

*Text und Fotos
von Rolf Jürgens*

Die reich strukturierte Landschaft östlich von Schöppenstedt ist das Kernstück des Landschaftsschutzgebietes (LSG) „Lah, Küblinger Trift und angrenzende Landschaftsteile“. Das Gebiet hat eine Größe von etwa 392 ha. Auf Betreiben des damaligen Komitees für BiotopSchutz (Leitung: Rolf Jürgens) der Vogelschutzstation Braunschweig wurde es im Mai 1977 vom damals zuständigen Verband Großraum Braunschweig als Landschaftsschutzgebiet ausgewiesen.

Auf Grund eines vielgestaltigen Waldbestandes (Stadtwald Burgtal und Schliestedter Lah) mit alten Kiefern, Eichen-Hainbuchen-Buchen-Mischwäldern im Süden und Osten des LSG ist es für den Naturschutz besonders wichtig. Diese große Bedeutung fällt auch den ökologisch bedeutenden Baumreihen, Hecken, Feldgehölzen, Offenbodenstellen, Quellen, kleinen Röhrichten sowie den Still- und Fließgewässern (Oberlauf der Altenau) zu. Als vielfältiges Mosaik aus alten und neu gepflanzten Hochstammobstbäumen sowie einer Obstbaumwiese hat das Gebiet auch eine besondere Bedeutung zur Erhaltung und Entwicklung der Leistungsfähigkeit des Naturhaushaltes sowie für den Schutz des gesamten Landschaftsbildes zwischen Schöppenstedt, Eitzum und dem Elm.

Das Gebiet stellt eine regelrechte Vernetzung von Lebensräumen mit Hecken, Büschen und Hochstammobstbäumen innerhalb des Schöppenstedter Stadtgebietes als Lebensraumraum für Tier- und Pflanzenarten dar.

Herausragend ist hier die Feldstraße der „Küblinger Trift“, die sich an der Westgrenze des LSG befindet. Diese Feldstraße, die vom nördlichen Elmrand bis in den Süden an den Ortsrand von Küblingen reicht, findet hier Anschluss an eine im Jahre 1989 angelegte Hochstammobstwiese mit Gebüsch-

zonen, Feuchtgebüsch und Stillgewässern. Sie ist ein besonderes Juwel im LSG mit dem angrenzenden, natürlich bis naturnahen Bachlauf der Altenau. Eine Vielzahl an Vogelarten kommt hier vor. Besonders erfreulich ist die hohe Dichte von Dorngrasmücke und Nachtigall. Für diese Boden- und Gebüschbrüter sind dichte Bodenvegetation und feuchte Hecken- und Gebüschkomplexe lebensnotwendig; letzteres gilt besonders für die Nachtigall.

Die Nachtigall war in der Brutperiode 2003 und 2007 mit 5 singenden Männchen im Gebiet vertreten. Die Dorngrasmücke habe ich im gleichen Zeitraum im Bereich der Feldstraße „Küblinger Trift“ mit 10 singenden Männchen festgestellt. Ferner kamen 3 bis 5 singende Dorngrasmücken-Männchen in anderen Biotopen innerhalb des LSG vor. Nachdem in den Jahren 1961 bis 1973 starke Bestandsminderungen auftraten, ist die Dorngrasmücke in den letzten Jahren wieder häufiger anzutreffen. Dank großräumiger Hecken-, Gebüsch- und Hochstammobstbaum-Anpflanzungen konnte die Dorngrasmücke erfreulicher Weise aus der neuesten „Roten Liste“ entlassen werden.

Auch zahlreiche Lurche und Kriechtiere (Erdkröte, Wasser- und Grasfrosch sowie Teich- und Bergmolch) sind stetig zu beobachten. Sogar die Blindschleiche kommt hier noch vor. Auch Schmetterlinge (Admiral, Distelfalter und Kaisermantel) und Libellen sind hier anzutreffen. Weiterhin können zahlreiche Säugetierarten verzeichnet werden.

Abschließend kann festgestellt werden, dass das Landschaftsschutzgebiet ein sehr attraktives Erholungsgebiet und gleichzeitig Rückzugsgebiet für Flora und Fauna darstellt. Unser Bestreben ist, dass dieses Gebiet auf Dauer erhalten bleibt.

Abb. 1 (oben links):

Goldammer

Abb. 2 (oben rechts):

Blühender Bärlauch im Südelm

Abb. 3 (unten):

Goldammer schaut aus dem blühenden Weißdorn





Braunschweigische Heimat

Braunschweigischer Landesverein für Heimatschutz e.V.

96. Jahrgang, Ausgabe 02/2010



Y CHRISTMAS AND A HAPPY NEW YEAR



BY FIRST CHRISTMAS TREE IN NORTH AMERICA
GENERAL RIEDESEL, SOREL, QUEBEC 1781



Aus dem Inhalt:

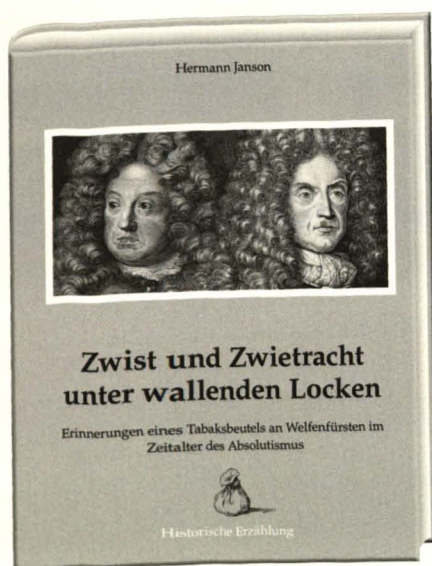
Die Rittergutsfamilie Mackensen von Astfeld

Der Weihnachtsbaum d
Riedesel in Amerika

Kirche und Dorf Mönch

UB Braunschweig

GG z m



Meinen als „Lügenbaron“ bekannten Vorfahren die an Dramatik reiche Geschichte unserer Heimat im Zeitalter des Absolutismus in der Unterhaltung mit seinen Vettern „wahrheitsgetreu“ aufzeichnen zu lassen und das ausgerechnet von einem Tabaksbeutel, ist originell und macht neugierig. Bei der Lektüre überrascht dann schon, wie Zwist und Zwietracht unter den Herzögen, Kurfürsten und Königen aus dem Welfenhaus damals in die große Politik hinein spielt! Der renommierte Autor Dr. Hermann Janson lässt die hohen Herrschaften unter den wallenden Locken ihrer Allongeperücken nach- und nebeneinander Revue passieren, wobei er manches Vorurteil über die Epoche und ihre Protagonisten infrage stellt. Amüsant auch nachzulesen, welche Rolle der berühmte Universalgelehrte Gottfried Wilhelm Leibniz dabei spielte.

Rembert Freiherr v. Münchhausen

In seinem neuesten Roman zeichnet Janson jetzt die Umtriebe welfischer Fürsten zur Zeit des Absolutismus nach. Sie fanden ihren Höhepunkt in den Zwistigkeiten der ersten Kurfürsten von Hannover und Herzögen von Braunschweig. Eine tragende Rolle mit sehr menschlichen Zügen weist er dabei dem Universalgenie Gottfried Wilhelm Leibniz zu.

Hermann Janson „Zwist und Zwietracht unter wallenden Locken“
Appelhans Verlag, Braunschweig, 2010, ISBN: 978-3-941737-30-3, EUR 18,-

3	Eine Braunschweigerin führte in Amerika den Weihnachtsbaum ein von Gerd Biegel	Das Weihnachtsfest der Friederike von Riedesel (1745-1808)
4	Von Ruinen, Zäunen und Neuanfängen von Marita Sterly	Sonderausstellung im Zonengrenzmuseum Helmstedt
6	Die Braunschweigische Heimat ist 100 Jahre von Harald Schraepler	Im Februar 1910 erscheint die erste Ausgabe der Braunschweigischen Heimat
8	Kirche und Dorf Mönchevahlberg von Falko Rost	Darstellung der Besitzverhältnisse seit dem Mittelalter
15	Helmstedter Kindes-Immatrikulationen von Rolf Volkmann	... als Ausweg aus dem Pennalismus
18	Kennen Sie Morsellen? von Annegret Wohlberg	Eine alter Apotheker Spezialität
21	Die Rittergutsfamilie Mackensen von Astfeld von Georg Kleinwächter	Das Rittergut am Harz mit der einstig berühmten Astfelder Pferdezucht
25	Berndt Schürmann (1925-2004) von Matthias Krüger	Ein Helmstedter Künstler als Museumsleiter
28	Berndt Schürmanns Ausgrabungen auf dem Collegienhof in Helmstedt von Marita Sterly	Ausgrabung einer Müllgrube des 17./ 18. Jahrhunderts
30	Dr. Richard Moderhack (1907-2010) von Manfred Garzmann	Der langjährige Direktor des Stadtarchivs Braunschweig
31	Klaus-Dietrich Herrmann von Harald Schraepler	Ein Nachruf
32	Die Schnatterente von Rolf Jürgens	... brütete 2010 im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche

Abbildungen Titelseite:

oben:

Kanzel der Kirche
Mönchevahlberg (Seite 8)

mitte:

Der Braunschweiger
Weihnachtsmarkt
(Foto Dieter Heitefuß)

unten links:

Der erste Weihnachtsbaum
in Nordamerika (Seite 3)

unten rechts:

Das Rittergut Astfeld
(Seite 21)

Rubriken

Neue Bücher	2
Impressum	14
Termine	31

A MERRY CHRISTMAS AND A HAPPY NEW YEAR



THE FIRST CHRISTMAS TREE IN NORTH-AMERICA
GENERAL RIEDESEL, SOREL, QUEBEC 1781

Eine Braunschweigerin führte in Amerika den Weihnachtsbaum ein

Die Tradition des Weihnachtsbaumes, die vom Oberrheingebiet ihren Ausgang nahm, ist allgemein bekannt. Vom Zunftbrauch zum familiären Festsymbol war seit dem 16. Jahrhundert nur ein kurzer Weg. Wesentlich länger war er nicht nur im bildlichen Sinne über den Ozean, jedoch früher als oft vermutet. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts hatte der „deutsche“ Weihnachtsbaum auch in England und Übersee seine allgemeine Verbreitung gefunden und es gibt mehrere Deutungen, wann er in Nordamerika erstmals eingeführt wurde. Stets gilt jedoch die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts als die Anfangszeit des Weihnachtsbaumes in Amerika. So soll der Burschenschaftler Karl Follen aus Darmstadt aus Heimweh den Baum 1832 im Foyer der Universität Cambridge aufgestellt haben, geschmückt mit Äpfeln und Nüssen. Nach einer anderen Überlieferung wird dieser Beginn August Imgart aus Wetzlar zugeschrieben, der den ersten Weihnachtsbaum in Wooster, Ohio, einer staunenden Öffentlichkeit präsentiert habe. Tatsächlich aber gibt es eine noch ältere Traditionsüberlieferung aus dem 18. Jahrhundert und

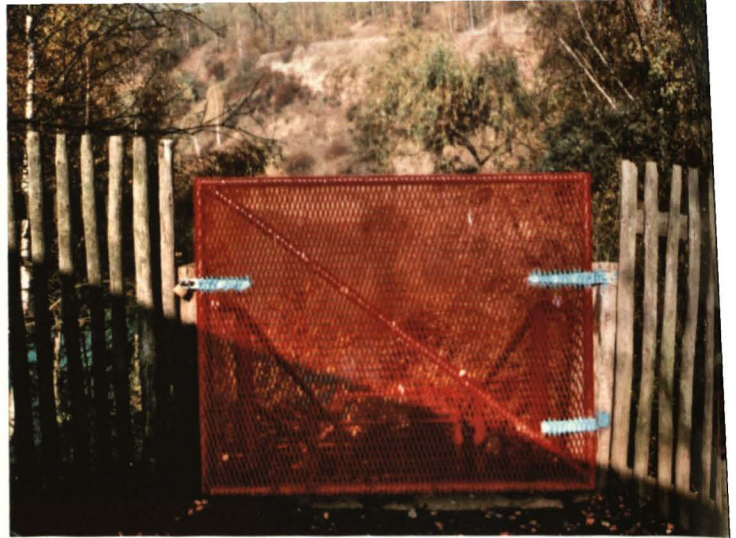
danach schmückte der nachweislich erste Weihnachtsbaum in Nordamerika bereits 1781 eine gute Stube.

Eine Frau aus Braunschweig war es, die diese „Pioniertat“ vorgenommen hatte: Friederike von Riedesel (1745-1808). Ihr Ehemann, General Riedesel, hatte die braunschweigischen Soldaten im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg befehligt. Deren Landungsgebiet nach der Überfahrt ist heute noch als „New Brunswick“ bekannt. Das Quartier des Generals befand sich im Winter 1781 in Sorel/Kanada. Schon damals gedachte man gerade in Kriegszeiten an Weihnachten besonders wehmütig der fernen Heimat. Zum Weihnachtsfest 1781 sorgte daher die Hausfrau dafür, dass sich die Familie, Freunde und Soldaten um einen kerzengeschmückten Baum versammeln konnte – eine Erinnerung an die Heimat Braunschweig, in die man wenige Jahre später auch wieder zurückkehren konnte. Die Sitte des geschmückten Weihnachtsbaumes aber breitete sich nun auch in Nordamerika aus, wo bekanntlich am Ende des 19. Jahrhunderts erstmals elektrische Kerzen die Weihnachtsbäume schmückten.

Abb.: Der erste Weihnachtsbaum in Nordamerika im Hauptquartier des braunschweigischen Generals Riedesel in Sorel, Kanada, im Jahr 1781.

*Text von Prof. Dr. h. c. Gerd Biegel,
Institut für Regionalgeschichte
an der TU Braunschweig*

Abbildung aus Archiv KWSBB



Von Ruinen, Zäunen und Neuanfängen

Sonderausstellungen im Zonengrenz- Museum Helmstedt zum 20. Jahrestag von Grenzöffnung und Wiedervereinigung

Text von Marita Sterly M.A.,
Fotos von Bettina Akinro, Helmstedt

„Metamorphosen“,
Fotografien von Bettina Akinro,
Ausstellung im Zonengrenz-Museum
Helmstedt vom 5.9.2010 bis 16.1.2011.

Schon – oder erst? – 20 Jahre ist es her, dass sich in Deutschland eine der undurchdringlichsten und erbarmungslosesten Grenzen der Welt öffnete. Für Jahrzehnte hatte sie ein Volk, Verwandte, Freunde, Nachbarn und auch die Gebiete des ehemaligen Herzogtums Braunschweig voneinander getrennt.

Jetzt, im Herbst und Winter 1989 erzwangen die Menschen in der DDR den Sturz der Regierung, die Öffnung der Grenzübergänge und schließlich den endgültigen Fall der Grenzanlagen. Begonnen hatte diese Entwicklung schon lange Zeit zuvor in Polen, in Ungarn und in der Sowjetunion.

Und dennoch kam die Grenzöffnung für viele unerwartet. Die Ereignisse überschlugen sich und der Wirtschafts- und Währungsunion folgte am 03.10.1990 die Wiedervereinigung Deutschlands.

Aus Anlass der 20. Jahrestage der Grenzöffnung und der Wiedervereinigung präsentiert das Zonengrenz-Museum Helmstedt eine kleine Ausstellungsreihe. Vom 05.09.2010 bis zum 16.01.2011 werden unter dem Titel „Metamorphosen“ großformatige Fotografien von Bettina Akinro ausgestellt.

Die Schau ist in drei Abschnitte unterteilt: Im ersten Ausstellungsteil spiegeln oft verblüffende Bildpaare das Gestern und Heute in Deutschland wider.

Abb. oben v. l. n. r.:

Abb. 1: Beendorf, 1989.

Abb. 2: Sommerschenburg, 1996.

Abb. 3: Harbke, 1991.

Abb. 4: Walbeck, 1998.

Abb. unten:

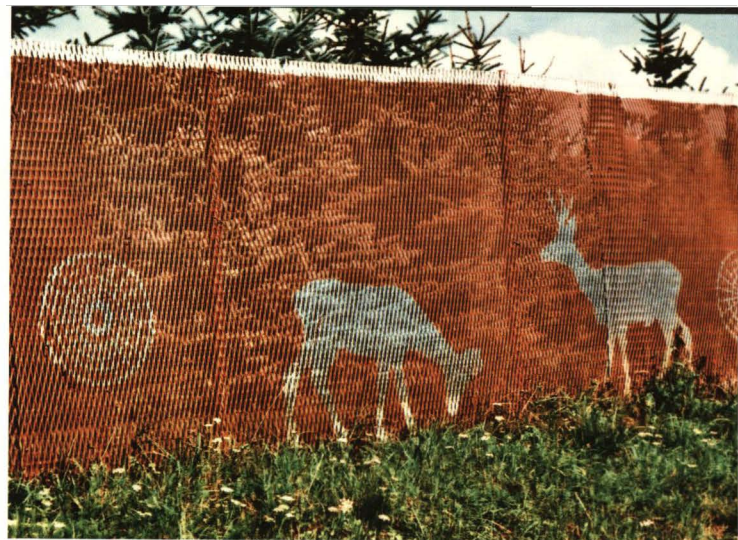
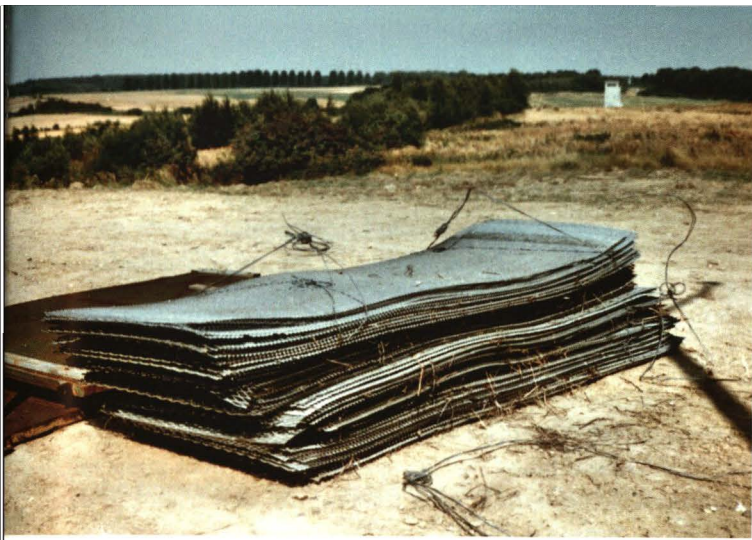
Abb. 5/6: Erfurt, Lange Brücke, 1991/2009.

Abb. 7/8: Bautzen, Friedensbrücke, 1993/2003.

Abb. 9/10: Görlitz, Schönhof, 1993/2004.

Abb. 11/12: Erfurt, Rathaus-Fischmarktpassage, 1991/2009.





Die ältesten Fotografien stammen von einem Besuch der Fotografin in der DDR in der Zeit kurz vor der Grenzöffnung. Ihnen werden ausschnittgetreue Aufnahmen der Gegenwart gegenübergestellt.

Zu sehen gibt es zum Beispiel das Kurländer Palais in Dresden: Zunächst eine Aufnahme aus DDR-Zeiten, das Palais eine Ruine, die auf ihren Abriss zu warten scheint, davor – symbolträchtig – ein ausgeschlachtetes verbeultes Schrottauto. Das Gegenstück aus neuerer Zeit zeigt das Palais in aller Pracht neu entstanden, wieder nutzbar und mit schönsten Ornamenten.

Aber auch Aufnahmenpaare aus Erfurt, Bautzen und Görlitz sind zu sehen, sowie Fotografien aus den nahe gelegenen Orten Halberstadt und Quedlinburg. Der Schönhof in Görlitz mit seinem Erker von 1526, die Fischmarktpassage in Erfurt, heruntergekommen, grau und nur noch auf den endgültigen Zusammenbruch wartend, erstehen wieder in aller Schönheit ihrer historischen Substanz.

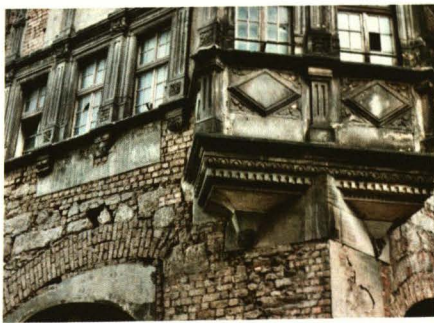
Beeindruckend das Gegenspiel von Verfall und Aufbau, Trostlosigkeit und Hoffnung. Augenfällige Dokumente zeigen so die Veränderungen der letzten 20 Jahre.

Ein zweiter Abschnitt befasst sich – ein wenig eulenspiegel- augenzwinkernd – mit dem eigentlichen Symbol der Teilung: Hier gibt es Fotografien des Grenzzaunes: Zunächst noch stacheldrahtstarrend und bedrohlich, dann bereits demontiert als handlicher Stapel Metallgitterplatten, und dann das Eigentliche: die Nachnutzung als rotgestrichenes Gartentor oder bemalter Gartenzaun, das Symbol des Schreckens jetzt verziert mit niedlichen Rehen!

Der dritte Ausstellungsabschnitt führt ein Projekt weiter, das zur Zeit der Grenzöffnung entstanden ist: Es wachsen Fotoserien, von immer denselben Blickpunkten aus aufgenommen. Dazu gehört das Schloss Hundisburg ebenso wie der Wachturm an der B1 zwischen Helmstedt und Morsleben. Inzwischen sind hier während 20 Jahren lange Bilderreihen entstanden, von denen einige in der Ausstellung präsentiert werden.



7



9



11



8



10



12

Die Braunschweigische Heimat ist 100 Jahre

von Harald Schraepfer; Ehrenvorsitzender des Landesvereins

Im Februar 1910 erschien die erste Ausgabe der Braunschweigischen Heimat. Die Redaktion – Prof. Dr. Koldewey, Direktor des Progymnasiums in Bad Harzburg, und Pastor Heydenreich in Negenborn bei Stadtoldendorf – und der Verlag – Appelhansverlag & Comp. (Rud. Stolle & Gust. Roselieb) in Braunschweig – eröffneten sie mit folgendem Geleitwort:

Zum Geleit

Die „Braunschweigische Heimat“ tritt mit dieser Nummer zum ersten Mal vor ihren Leserkreis. Sie tut es nicht ohne Zagen. Unsere Zeit ist reich. Überreich an Zeitschriften und Blättern aller Art.

Von den führenden politischen Zeitungen an bis zum kleinsten Fachblättchen suchen sie sich Gehör zu verschaffen und das Interesse des Lesers zu fesseln. Wird unsere Stimme im Lärm des Tages nicht verhallen? Wir meinen es nicht. Wir sind vielmehr fröhlichem Glaubens, daß unser Heimatblatt seinen Weg finden wird in zahlreichen Häusern und Familien um der Ziele willen, die es sich gesteckt hat. Der „Braunschweigischen Heimat“ will es dienen! Gott sei Dank gibt es doch noch immer Zeichen, in denen sich alle zusammenfinden können, die durch politische und soziale Kämpfe getrennt sind. Die Heimatliebe ist ein solches Zeichen. Die warme ehrliche Liebe unserem Braunschweiger Lande ist ein schönes Erbe unserer Voreltern. Wir wollen sie hegen und pflegen und sind gewiß, daß wir damit unserem großen deutschen Vaterland den schönsten Dienst erweisen. Unser Land ist es wert geliebt zu werden. Klein zwar ist es im Umfang, aber reich an Natur und Menschenkunst mit Schönheiten und Vorzügen ausgestattet.

Wir wollen es durchstreifen und voll freudigen Stolzes seine Städte reden hören von Bürgerkraft und seinen Fluren von Bauernzähigkeit. Von einer reichen tausendjährigen Geschichte künden Denkmäler, die uns grüßen als beredte Zeugen dessen, was unsere Väter erstritten und erlitten. Die Geschichte soll nicht in Archiven begraben sein. Unser Blatt will von ihr erzählen, und wenn ein Sohn unserer Heimat einem solchen Wahrzeichen begegnet, dann wird kein Gesetz mehr zu schützen brauchen, was die Liebe unter ihren Schutz genommen hat. Noch sprudelt hie und da verborgen der Born des Volksliedes, aus den alten Sitten und Gebräuchen raunt die Vergangenheit, wir wollen aufmerksam lauschen und festhalten, was sich mit dem Geist der neuen, modernen Zeit verträgt. Nicht zuletzt möchte unser Blatt den Wohlfahrtsbestrebungen dienen, die als Ausfluß zukunftsfrohen Gemeinsinnes die Nöte des Volkslebens zum Gegenstand ihrer Arbeit machen.

So soll die „Braunschweigische Heimat“ ihren Weg antreten als echtes und rechtes Heimatblatt. Gehen wir fehl in der Annahme, daß sie auch manchem Braunschweiger Kinde, das sein Geschick in die Ferne, zum Teil über das Meer geführt hat, ein willkommener Bote aus dem Vaterland sein wird? Möge sie immerdar reden zu einem Geschlecht, das in tiefster Seele der Heimat treu ist.

Die 1. Ausgabe befasste sich sogleich mit den damals aktuellen Themen und Problemen. So wurden aus Anlass der Hochzeit von dem Regenten Johann-Albrecht mit Elisabeth von Stollberg-Roßla die alten Familienverbin-

dungen zwischen den Grafenhäusern Blankenburg und Stollberg dargestellt.

Die neue Bauweise auf dem Lande entsprach nicht den Zielsetzungen des Vereins. Da man einsah, dass alte Bauten den Bedürfnissen Anfang des 20. Jahrhunderts nicht mehr entsprachen, befürwortete man Bauten, die sich besser in das dörfliche Ensemble einfügen als die neumodischen Steinbauten.

Ein Preisausschreiben zur Erlangung mustergültiger Bauernhäuser wurde daher gestartet. Auch die Gestaltung der ländlichen Schulbauten war ein wichtiges Anliegen.

Es wurde über die Volkstumspflege, den Volkshumor aber auch über das fachgerechte Brauen von Ducksteinbier berichtet.

Wichtig waren der Schriftleitung heimatliches Schrifttum, Besprechungen von Büchern, Braunschweiger Schriftsteller in hochdeutscher und plattdeutscher Sprache und Berichte aus der Heimatschutzbewegung, auch in Gedichtform:

Mein Wesertal

Mein Wesertal, mein Heimatland.

Wie bist du doch so schön!

Ich grüße dich mit Herz und Hand

Beim frohen Wiedersehen.

Ich bin gewandert hin und her,

Nach Nord und Süd, nach Ost und West,

Doch nichts mein Herz liebt so sehr,

Meine Heimat ist das allerbest!

Wo einstens meine Wiege stand,

Wo ich gespielt als Kind,

Wo jedes Häuschen mir bekannt,

Wo all' die Lieben sind.

Wie sollte ich vergessen dein!

Ob noch soviel ich auch geschaut,

Du bist und bleibst das Liebste mein,

Mein Heimatort so lieb und traut.

Nun bin ich heimgekehrt zu dir

Aus weiter, ferner Welt.

Dir bleibt mein Herz nun für und für,

So lang mich Gott erhält.

Ich stimme in den Ruf jetzt ein:

Ich grüß' dich treu und inniglich,

Gott schütze dich, du Heimat mein,

Mein Heimatland, Gott sehne dich.

(R. Knopf, Bevern)

Hiermit sollten auch die außerhalb des Herzogtums Braunschweig lebenden Mitbürger angesprochen werden.

Es wurden auch Mitteilungen aus dem Herzogtum, wie z. B. vom herzoglichen Staatsministerium an herzogliche Kreisdirektionen bezüglich feuersicherer Strohdächer oder der Carola-Wilhelmina und der herzoglichen Baugewerkeschule in Holzminden und der Braunschweigischen Lebensver-

sicherung in der Braunschweigischen Heimat wiedergegeben.

Auch in den folgenden Heften bis in die dreißiger Jahre des 20. Jahrhunderts wurden stets aktuelle Themen behandelt. Schwerpunkte waren:

1. das Bauwesen – Häuser, Dächer, Ausfachungen und Zierformen z. B. am Haus.
2. die Entwicklung der Landwirtschaft und die Folgen der Separation.
3. die Entwicklung der Städte und Dörfer.
4. das Handwerk im Braunschweigischen Land.
5. Natur- und Umweltschutz-Vogelschutzgehölze, Schutz von Straßenalleen, Vogelschutz und Stromleitungen. Ein Höhepunkt war die Ausweisung des Naturschutzgebietes Riddagshausen im Jahre 1936, das vor allem den langjährigen Bemühungen von Dr. med. Otto Willke zu verdanken ist.
6. die Erforschung der Geschichte des Braunschweigischen Landes, einschließlich des Altertums-, der Flur- und Ortsnamen.
7. Berichte aus den verschiedenen Regionen des Landes, z. B. über die Teufelsmühle an der Weser.

Natürlich waren in der ersten Phase die Berichte über die Regenten im Herzogtum sehr zahlreich. So wurden der Einzug von Herzog Ernst-August und Herzogin Viktoria-Luise am 1.11.1913 in Braunschweig und seine Thronrede in der Heimat wiedergegeben.

Im 1. Weltkrieg widmete sich die Zeitschrift auch dem besonderen Leid der Soldaten und den Folgen des Krieges auch für die Heimat.

Auch über die Aufstellung des „Eisernen Heinrichs“ vor dem Schloss wurde berichtet. Im 1. Weltkrieg und in den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts traten Probleme bei der Papierbeschaffung für den Druck der Braunschweigischen Heimat auf. Deshalb mussten einige Ausgaben im geringeren Umfang erscheinen oder einige Hefte konnten nicht erstellt werden.

Seit 1933 hatten der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz und die Braunschweigische Heimat sich mit den

durch den politischen Machtwechsel und den zweiten Weltkrieg ergebenden Veränderungen und Einflussnahmen auseinanderzusetzen. Eine gewiss nicht einfache Aufgabe und Zeit.

Die Braunschweigische Heimat erschien von 1910 an viermal im Jahr in einem schwarz/weiß Druck im Format DIN A 5. Zeitweise enthielt sie auch Reklame von ortsansässigen Firmen, um so die finanzielle Basis zu verbessern.

Von 1936 bis 1938 erschienen die „Braunschweiger Blätter – Zeitschrift für Volkstum und Wirtschaft“ als 27. bis 29. Jahrgang der Braunschweigischen Heimat. Sie wurden damals gefördert durch das Braunschweigische Staatsministerium, den Oberbürgermeister der Stadt Braunschweig und andere.

Von 1938 bis 1943 erschien sie wieder unter ihrem angestammten Namen „Braunschweigische Heimat“.

Bereits 1949/50 erschien nach dem zweiten Weltkrieg von der Braunschweigischen Heimat ein Jahresheft und danach bis 1987 jeweils 2-4 jährlich.

Zwischen 1988 und 1998 wurde auf ein Jahrgangsheft mit besserer Ausgestaltung und einem Farbumschlag umgestellt.

1999 ging man zum DIN 4 Format über, das seit 2002 teilweise in Farbdruck erfolgt. Durchschnittlich erscheinen 2 Hefte je Jahr.

Das Erscheinungsbild hat sich mehrfach geändert, wie die Ausgabe 1/1998



der Braunschweigischen Heimat verdeutlicht.

In den 100 Jahren des Erscheinens der Braunschweigischen Heimat sind viele Sonderveröffentlichungen erschienen.

Die erste war 1910: Spehr William: „Gesammelte Entwürfe aus dem Preisausschreiben für den Bau von Ackerhöfen im Braunschweigischen“ und die letzte „Das Braunschweigische Land im Blick von hundert Jahren“ das aus Anlass des 100 jährigen Bestehens des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz 1998 erschien.

Seit 1910 waren insgesamt 13 Damen und Herren als Schriftleiter für die Braunschweigische Heimat tätig. Die Namen sind in der letzten Sonderveröffentlichung 1998 wiedergegeben.

An dieser Stelle möchte ich allen Schriftleitern/innen für die in den letzten 100 Jahren geleistete Arbeit im Interesse des Vereins, der Braunschweigischen Heimat und auch des Landes Braunschweig recht herzlich Dank sagen.

Leider hat sich in der letzten Zeit die Mitgliederzahl des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz altersgemäß verringert. Und auch Artikel sind schwieriger von Autoren zu bekommen.

Weil eine öffentliche Förderung der Periodika der Vereine nicht mehr möglich ist, war in den letzten Jahren, wie ausgeführt, eine häufigeres Erscheinen nicht mehr möglich.

Es wäre sicherlich gut, wenn es im neuen Jahrhundert des Erscheinens gelingen würde, Autoren zu finden, die sich kritisch in der Braunschweigischen Heimat mit den Themen der Gegenwart, die sich natürlich von denen vor 100 Jahren stark unterscheiden, auseinandersetzen.

Dann könnte die Braunschweigische Heimat vielleicht für die jüngeren Mitbürger/innen wieder interessant werden, wie es auch vor 100 Jahren war.

Heimat ist heute in einem vergrößerten Europa wieder aktuell!

Ich gratuliere der Braunschweigischen Heimat zum 100 jährigen Bestehen und rufe sie auf, munter zu den neuen Ufern des 21. Jahrhunderts zu eilen!

Kirche und Dorf Mönchevahlberg

Darstellung der Besitzverhältnisse seit dem Mittelalter, der Kirchenorganisation, der Reformations- und der Kirchenbaugeschichte

Text von Falko Rost

Die Geschichte des Kirchengebäudes und der dazu gehörenden kirchlichen Organisation ist zwar das Hauptthema. Wegen der zahlreichen Verknüpfungen des kleinen Ortes im Kreis Wolfenbüttel, am Nordhang der Asse mit der Landesgeschichte kommt man jedoch gar nicht umhin, auch die außergewöhnliche Hintergrundsituation zu betrachten. Dazu gehört, dass die letzte brunonische Gräfin Gertrud 1115 ihre Klostergründung St. Aegidien in Braunschweig mit ihrem eigenen Dorf Vahlberg ausgestattet hatte. Dort gab es damals bereits eine Pfarrkirche. Etwa vier Jahrhunderte stand Mönchevahlberg fortan unter Einfluss des Klosters. Die landwirtschaftliche Organisation durch das Kloster hat den Ort in seinem alten Teil nördlich der Landesstraße 628, innerörtlich Schulstraße, bis heute geprägt. Die Gründerfamilie und ihre Erben behielten die Vogteirechte über das Kloster. So unterstand das gesamte Dorf, zeitweise von den Ansprüchen des Braunschweiger Rates überlagert, rechtlich bis ins 19. Jahrhundert (Jh.) den welfischen Landesfürsten. Unfreiwillig wurde das Dorf im „Gericht Asseburg“ während des 16. Jh. in den Konflikt der Herzöge Heinrich des Jüngeren (d. J.) (1514-1568) und Julius (1568-1589) mit ihrer unbotmäßigen Landstadt Braunschweig hineingezogen. Es ging um Landbesitz, politischen und kirchlichen Einfluss sowie Religionszugehörigkeit. Das „Gericht Asseburg“ war in der fraglichen Zeit Pfandbesitz der Stadt Braunschweig. Diese hatte bereits 1528 die Reformation angenommen, das Kloster St. Aegidien reformiert, bald darauf aufgelöst und vereinnahmt sowie die Reformation auch in ihre Landgebiete getragen. Der ständige, teils gewaltsame Streit nicht nur mit dem katholischen Heinrich d. J., sondern auch mit dem lutherischen Julius muss in erheblichem Umfang die Dorfgesellschaft betroffen haben. Seit 1579 war die Universität Helmstedt bis zu ihrer

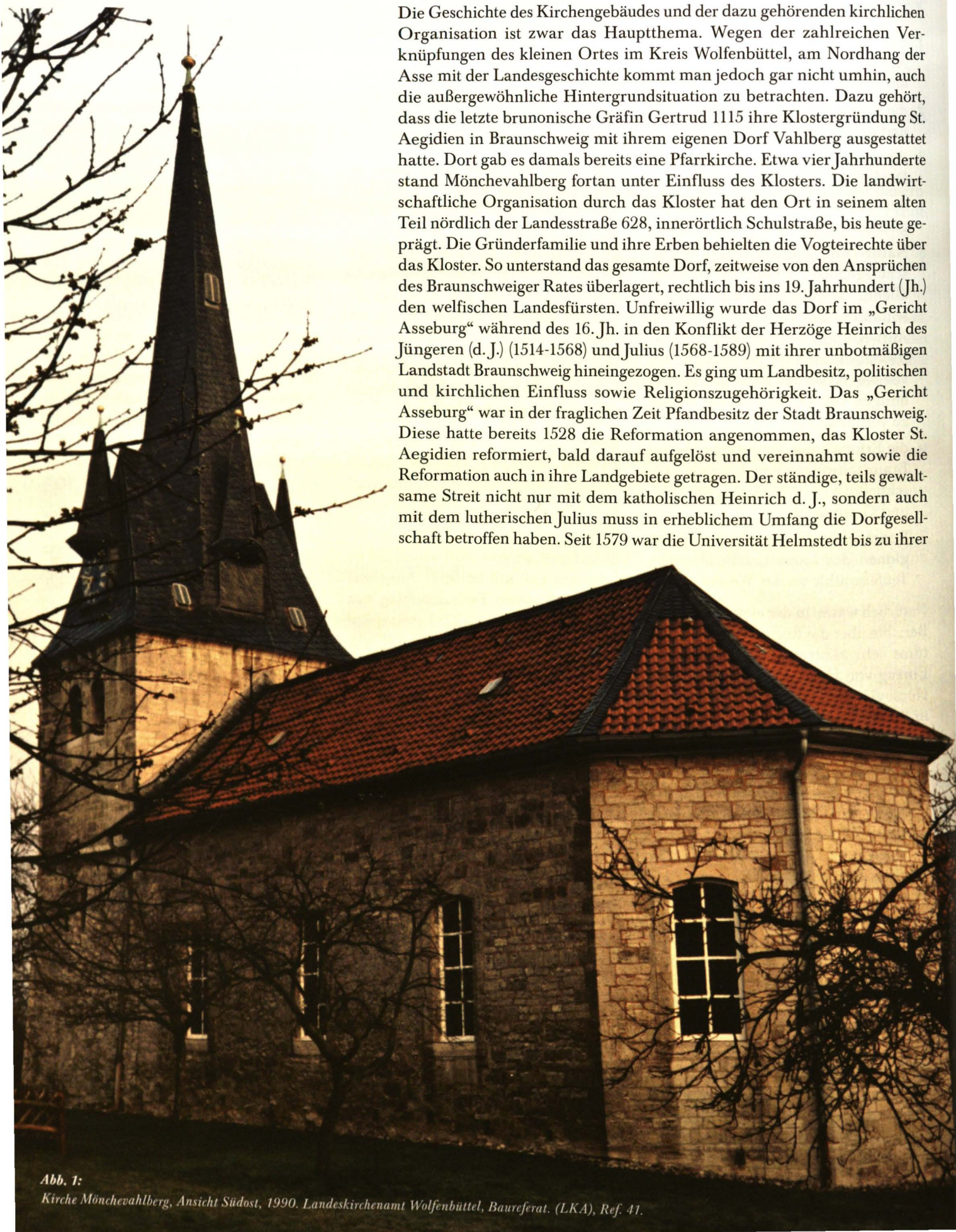


Abb. 1:

Kirche Mönchevahlberg, Ansicht Südost, 1990. Landeskirchenamt Wolfenbüttel, Baureferat. (LKA), Ref. 41.

Auflösung 1809 einziger Grundherr im Dorf. Auf den Kirchenbau unmittelbar südlich des Klosterhofes hatten die Ereignisse jedoch wenig Einfluss. Der heutige Bau (Abb. 1) besteht aus dem im Kern mittelalterlichen Kirchenschiff, das in der Barockzeit mit einem Westturm und der Chorerweiterung versehen wurde. Das massive Obergeschoss des Turmes mit der komplizierten Spitzbedachung ist eine Zutat der Zeit um 1900.

Besitzverhältnisse

Es wird davon ausgegangen, dass es im 1115 dem Benediktinerkloster St. Aegidien geschenkten Ort eine bereits im 10. Jh. bestehende adlige Eigenkirche gegeben hat. (Erbe)

1143 bestätigte Kaiser Lothar dem Kloster die Schenkung seiner Schwiegermutter Markgräfin Gertrud von 1115, sie umfasste mit 38 Hufen fast die gesamte Feldmark, die Vogteirechte gelangten von Gertrud über Lothar zu dessen welfischem Schwiegersohn Heinrich dem Stolzen. Dem Kloster gehörte das Patronat der Kirche. Die Herzöge beanspruchten es seit 1536, setzten es aber erst 1569 durch. Das Aegidienkloster besaß 1179 einen Hof mit vier zehntfreien Hufen, 1226 erfolgte die Bestätigung des Hofes mit Vogt- und Dienstfreiheit. 1449 war das 10 Hufen umfassende Vorwerk des Klosters verpachtet. Das ganze Klosterdorf hatte um 1530 Johann Hamstedt inne, außer dem neun Hufen großen Klosterhof gehörten dazu vier Meierhöfe mit 24 Hufen. 1760 (laut Kopfsteuerbeschreibung schon 1678) gab es die sechs Kotsassenhöfe, die nur je drei bis vier Morgen Pachtland der Ackerhöfe bewirtschafteten. Den Zehnten besaß das Kloster offenbar nur von 1302 bis 1335. (GOV) Um 1530 war Hamstedt Sekretär Heinrichs d.J., Letzterer konnte also noch über den Besitz verfügen. (Koldewey) Seit 1531 erstrebte der Braunschweiger Rat, unterstützt vom Schmalkaldischen Bund die Kontrolle aller Güter und Einkünfte des Klosters St. Aegidien.

1542 kam es nach dem Sieg des Bundes über den Herzog zu dem diesbezüglichen Vertrag mit dem Abt Dietrich Koch. Seither war das Kloster aufgelöst, ein Vorstand verwaltete den Besitz. Mit dem Vertrag von 1553 verglich

sich der Rat mit dem wieder mächtigeren Herzog über dessen städtische Rechte. Die Güter des Klosters St. Aegidien verblieben dabei beim Rat. Bis 1569 blieb die Stadt im Besitz des „Gerichtes Asseburg“. (Sehling) Streitigkeiten mit dem Rat nach dem Huldigungsvertrag von 1569 führten dazu, dass Herzog Julius 1579 einseitig die Übertragung des klösterlichen Landbesitzes an seine Universität Helmstedt verfügte. Darüber hinaus ließ er die Dörfer mit Klosterbesitz Atzum und Groß Vahlberg besetzen, um die Bauern zur Abgabenzahlung nach Wolfenbüttel zu zwingen. (Spiess) Das ist nicht für Mönchevahlberg belegt, dürfte aber auch dort zu Unruhen geführt haben. Im Königreich West-

phalen erfolgte 1809 die Auflösung der Universität. Die Verwaltung des Vermögens ging 1814 auf die Herzogliche Kammer, 1832 auf den Vereinigten Kloster- und Studienfonds über. (Hagen) Um 1850, damals hatte der Ort nur gut 200 Einwohner, konnten die fünf Acker- und sechs Kotsassenhöfe ihre Verpflichtungen gegenüber der Grundherrschaft ablösen.

Dörfliche Siedlungsstruktur

Aufschlussreich für die älteste Besiedlung Mönchevahlbergs ist der Dorfriss von 1748 und 1750, (Dorfriss) der im Rahmen der General-Landesvermessung erstellt worden ist. (Abb. 2) Die Struktur dieses alten Dorfteiles ist bis

Abb. 2: Charte Feldmark Münche-Vahlberg 1748 und 1750, Ing. Hase, Ing. Warmburg. Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel, K 5833.



heute im Wesentlichen erhalten. Der nach Süden, dem oberen Rand, ausgerichtete Plan zeigt den jetzt nördlich der Landesstraße 628 liegenden alten Teil des Dorfes. Der südliche Dorfteil einschließlich dieser Straße ist wohl in der ersten Hälfte des 19. Jh. im Bereich des Kirchenholzes und angrenzender Ländereien entstanden. Es ist ersichtlich, dass die Verbindungsstraße zwischen Groß Vahlberg und Groß Denkte das Dorf am Nordrand berührte und das Sackgassendorf von dort erschloss. Zu beiden Seiten der breiten, von einem Bach durchflossenen einzigen Straße sind die Gehöfte aufgereiht, mit den Assekuranznummern (Nr. ass.) bezeichnet. Auf der östlichen Zeile liegt am oberen Rand der Kirchhof „a“ mit der einzigen Darstellung des Kirchengebäudes noch mit nördlicher Vorhalle und ohne Osterweiterung. Es schließt der Große Hof „1“ an, der ehemalige Klosterhof. Nördlich davon befinden sich die drei Ackerhöfe „2“, „3“ und „4“, das Hirtenhaus „5“ und der Kotsassenhof „6“. Auf der westlichen Zeile liegen von Norden nach Süden die Kotsassenhöfe „7“, „8“ und „9“, der Ackerhof „10“ sowie die Kotsassenhöfe „11“, „12“ und „13“. Das südliche Ende der Sackgasse wird durch den Garten „14“ und den Teich „15“ abgeschlossen. Nach der Vermessung 1748 besaß der Große Hof etwa 300 Morgen Land, die Ackerhöfe Nr. ass. 3, 4 und 10 etwa 215, Nr. ass. 2

etwa 186 Morgen. Die sechs Kotsassenhöfe besaßen zwischen vier und sechs Morgen, teils von den Ackerhöfen und der Kirche gepachtet, zum kleinen Teil von der Gemeinde gekauft. Der Kirchenbesitz umfasste sechs, der der Schule neun Morgen Ackerland. (Dorfbeschreibung)

Auffällig ist die Nähe der Kirche zum früheren Klosterhof, auf dem sich noch immer ein mittelalterlicher Bergfried befindet. (Abb. 3) Der Hof hatte bis in neuere Zeit eine besondere Beziehung zur Kirche. (Corpus Bonorum) Bei Gründung von Eigenkirchen des Hochadels ist deren Zuordnung zu einem Herrenhof die Regel. Geht man von einer brunonischen Eigenkirche aus, müsste der Klosterhof vor 1115 als Herrenhof bestanden haben.

Es ist nicht überliefert, ob das Kloster zu gewisser Zeit sein Dorf in Form eines Großhofes oder Grangie in Eigenwirtschaft betrieben hat. Dass es solche Wirtschaftsformen bei Zisterzienserdörfern gab, ist bekannt. Ebenfalls, dass Grangien unter geänderten Bedingungen wieder in zinspflichtige Höfe mit teilweise verbleibenden Klosterhöfen umgewandelt wurden. Gemäß den Erkenntnissen von Wolfgang Meibeyer¹ kann solche Entwicklung vermutet werden, wenn Klosterdörfer in Form von Sackgassensiedlungen mit meist vier gleich großen Meierhöfen auftreten. Diese Kriterien gibt es in Mönchevahlberg, Näheres bleibt späteren Forschungen vorbehalten.

Vor und nach der Reformation

Der Papst bestätigte dem Kloster 1134 den Besitz der Pfarrkirche mit Zubehör, 1377 ist ein rector ecclesie Bartholdus beurkundet. (GOV) Eine mittelalterliche Heiligenwidmung der Kirche ist nicht mehr bekannt.

Pfarrer Bodenburg notierte 1750, dass im Papsttum ein Kaplan des Klosters den Pfarrdienst verrichtet hatte, nach Auflösung des Klosters sei die Pfarre durch eine Klosterperson aus St. Aegidien versehen worden. (Corpus Bonorum) Daraus ist zu schließen, dass es 1377 einen örtlichen Pfarrer gegeben hat, dem eine Pfarre und eine Opferei zugeordnet waren. Es ist weiterhin anzunehmen, dass bis zur Reformation des Klosters 1528 ein von diesem bestellter katholischer Geistlicher mit

oder ohne Pfarrhaus die Pfarrstelle verwaltet hat. Bis 1542 wird das reformierte aber juristisch noch handlungsfähige Kloster, danach der Rat für die geistliche Versorgung Mönchevahlbergs verpflichtet gewesen sein. Vermutlich hatte spätestens 1540 die Gemeinde unter dem Einfluss des Rates das lutherische Bekenntnis. In dieser Zeit sind Gewalttätigkeiten Heinrichs d. J. in Landgebieten der Stadt Braunschweig bekannt. 1542 hatte der Schmalkaldische Bund das „Gericht Asseburg“ einer evangelischen Visitation nicht unterworfen, eine spätere hatte die Stadt Braunschweig 1546 durchgeführt. Bis 1569 blieb das „Gericht Asseburg“ unter der Aufsicht Braunschweiger Stadtsuperintendenten. (Reller)

Nach seinem Regierungsantritt 1568 hatte Herzog Julius nicht nur umgehend die Reformation im gesamten Fürstentum durchgeführt. Planmäßig änderte er auch die Machtverhältnisse im „Gericht Asseburg“ zu seinen Gunsten. Im Rahmen des Huldigungsvertrages zwischen Julius und der Stadt Braunschweig 1569 war unter anderem die Rückgabe der Pfandschaft Asseburg im Tausch gegen das „Eichgericht“ westlich der Stadt vereinbart worden. Bei strittiger Besetzung von Pfarrstellen sollte die Präsentation dem Rat, die Belehnung mit den Pfarrgütern dem Herzog zustehen. (Spiess) Der Herzog hatte auch im bereits lutherischen „Gericht Asseburg“ 1570 eine Visitation durchgeführt. Unter Mönchevahlberg war notiert worden, dass es „bisher durch einen Mönch aus St. Aegidien versehen, 1568 jedoch dem Pfarrer Albrecht Koch in Dettum verliehen worden war“. (Kayser) Der Dettumer Pfarrer Koch wurde für seine Filia aus Klostergütern mit dem Betrag besoldet, den vermutlich zuvor auch die aus Braunschweig gesandten Geistlichen erhalten hatten. Koch war nach Seebaß-Freist erst seit 1570 im Amt, es wird eine gewisse Übergangszeit zur Neuordnung der kirchlichen Verhältnisse gegeben haben. Fortan war Mönchevahlberg eine Filia von Dettum mit herzoglichem Patronat.

1579 versuchte der Rat nochmals, auf die Pfarrstellenbesetzung des Ortes Einfluss zu nehmen. Laut Vertrag von 1553 durfte er in seinen Aegidischen Gütern, zu denen das Dorf Ampleben

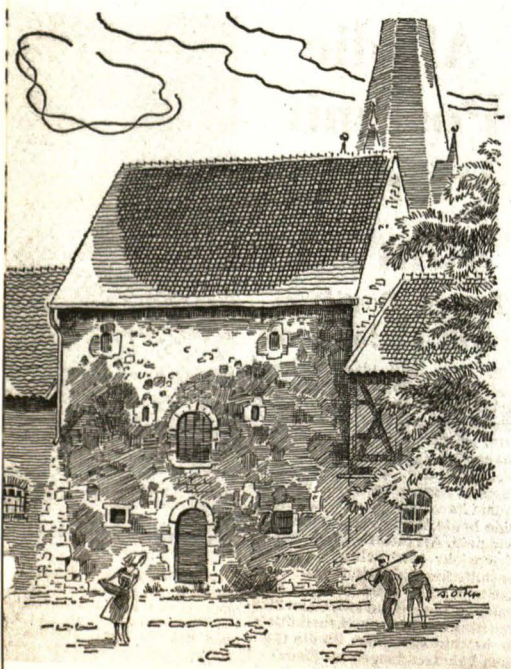


Abb. 3: Bergfried auf dem Großen Hof, Mönchevahlberg Ansicht Norden. Zeichnung: A. O. Koeppen, Braunschweiger Zeitung 5.1.1972.

gehörte, Pfarrstellenbesetzungen durchführen. Dort hatte der Rat 1556 den Pfarrer eingesetzt und veranlasst, dass Mönchevahlberg Filia von Ampleben wurde. (Sehling, GOV) Die Namen der zwei Pfarrer in Ampleben zwischen etwa 1555 und 1577 sind mit Himstedt und Rottmann bekannt. (Seebaß-Freist) Nach Rottmanns Tod präsentierten die Vorsteher des Aegidienklosters 1579 dem Fürstlichen Konsistorium ohne Erfolg den Amtsnachfolger in Ampleben, Andreas Müller als Pfarrer in Mönchevahlberg. (LAW, Mönchevahlberg, Varia)

Kirchliche Organisation

1750 gab es eine nur geringe Kirchen- aber keine Pfarrstiftung. Zu einer mittelalterlichen Kirchenstiftung gehörten normalerweise zwei Hufen (etwa 60 Morgen) Land. Bei dem wenigen Kirchenland könnte das Kloster, wofür es Beispiele gibt, den Großteil vereinnahmt haben. Pfarrer Bodenburg vermutete 1750 wegen der fehlenden, eigentlich zu der Pfarrkirche gehörenden Gebäude der Pfarre und Opferei: „Vor der Reformation ist die Pfarre vom Kloster St. Aegidien versehen worden. Das Grundstück des nicht mehr bekannten Pfarrhauses kann zum Großen Hof gezogen worden sein. Ehemaliges Pfarrland haben möglicherweise die Gemeinde und der Große Hof an sich gezogen, sonst würde der Prediger in Dettum nicht die jährliche Geldzuwendung vom Kloster bzw. der Universität erhalten. Eine Opfereistiftung ist zwar vorhanden, der Opfermann/Lehrer wohnt jedoch in Dettum. Der zum Großen Hof gehörende Garten „14“ neben der Kirche heißt Opfereigarten, dort könnte eine frühere Opferei/Schule gestanden haben“. Der Große Hof wird im Zusammenhang der Kirchenorganisation oft erwähnt. Letzte besondere Beziehungen zur Kirche sind vielleicht die Zuwendungen des Besitzers, Ackermann Fricke. Vor 1735 hing die Kirchenglocke in einem Glockenstuhl vor dem Großen Hof. Fricke ließ danach auf seine Kosten nicht nur die Glocke im Turm aufhängen, 1737 ließ er auch die Westempore in der Kirche bauen. Die freie Speisung des Pfarrers leistete vor 1750 allein der Große Hof. (Corpus Bonorum)

Pfarrer Bodenburg berichtete 1750 über Rechte und Pflichten der Kirchenorganisation: Bau und Besserung an der Kirche musste die Kirchenstiftung aus ihrem Landbesitz tragen. Nach dem, der Separation und Ablösung folgenden Rezess von 1853, betrug dieser immerhin etwa 11 Morgen. Bei größeren Maßnahmen ging es davor nicht ohne öffentliche Sammlung oder Zuschuss der Gemeinde. Letztere hatte wie überall üblich freie Hand- und Spanndienste zu stellen. Zum Beispiel hatte die Gemeinde 1639 eine Glocke gekauft, dafür war das Geläut bei Amtshandlungen frei. Für Gemeindeglieder gab es weder Stuhlmiete noch Kosten für Begräbnisse auf dem Kirchhof. Pfarrland war 1750 nicht vorhanden, 1853 jedoch mit etwa einem Morgen ausgewiesen. Für Pflichten an der Filialkirche erhielt der Dettumer Pfarrer von der Universität jährlich 27 Reichsthaler (rt.) 28 Mariengroschen. Wenn in Mönchevahlberg umschichtig Gottesdienst stattfand, hielt dort der Pfarrer nachmittags Katechismuslehre. Dafür stand ihm reihum freier Tisch und freier Transport von und nach Dettum zu. Ein 1750 nicht vorhandenes Opferei-/Schulhaus wurde 1765 von der Gemeinde auf dem Platz neben der Kirche, wohl auf einem Teil des

Kirchhofes gebaut. 1857 konnte das heute noch Vorhandene südlich davon errichtet werden. Der seit 1765 in Mönchevahlberg wohnende Opfermann/Lehrer bezog 1853 sein Haupteinkommen von etwa 13 Morgen Land. (Corpus Bonorum) Bei der Trennung des Opferei- und Schulvermögens, 1921-1935, erhielt die örtliche Gemeindeschule das eigentliche Schulgrundstück Nr. ass 13 zugeschrieben.²

Im Jahr 1839 war geplant, den Begräbnisplatz an der Kirche um einen Teil des südlich angrenzenden Schulgartens zu vergrößern. Die Entscheidung war auch wegen Verfalles der Begrenzungsmauer zwischen Kirchhof und Schulgarten dringend.³ Die Vergrößerung ist wohl durch Hinzunahme des noch 1975, jetzt nicht mehr bestehenden südöstlichen Geländevorsprungs geschehen. Bald darauf muss aber der Kirchhof als Begräbnisplatz aufgegeben und ein Friedhof südlich der Landesstraße auf dem Flurstück 13 der Gemeinde eingerichtet worden sein. Wegen Überfüllung bei 418 Einwohnern wurde der Friedhof 1884 geschlossen, (1921 wieder in Verkehr gesetzt, 1970 bebaut). Auf Gemeindeland nördlich der Ortslage wurde im selben Jahr ein neuer Friedhof eingerichtet, später erweitert. Die politische Gemeinde errichtete dort 1961 eine Kapelle, 1975 erfolgte die Übergabe der Verwaltung vom Kirchenvorstand an die Samtgemeinde Sickte.

Kirchenbaugeschichte

Das Gebäude bis zum Umbau 1755 bestand aus dem mittelalterlichen Schiff und Chor, der Vorhalle und dem 1704 angebauten Turm (Abb. 4, oben), wie im Dorfriss dargestellt. Es

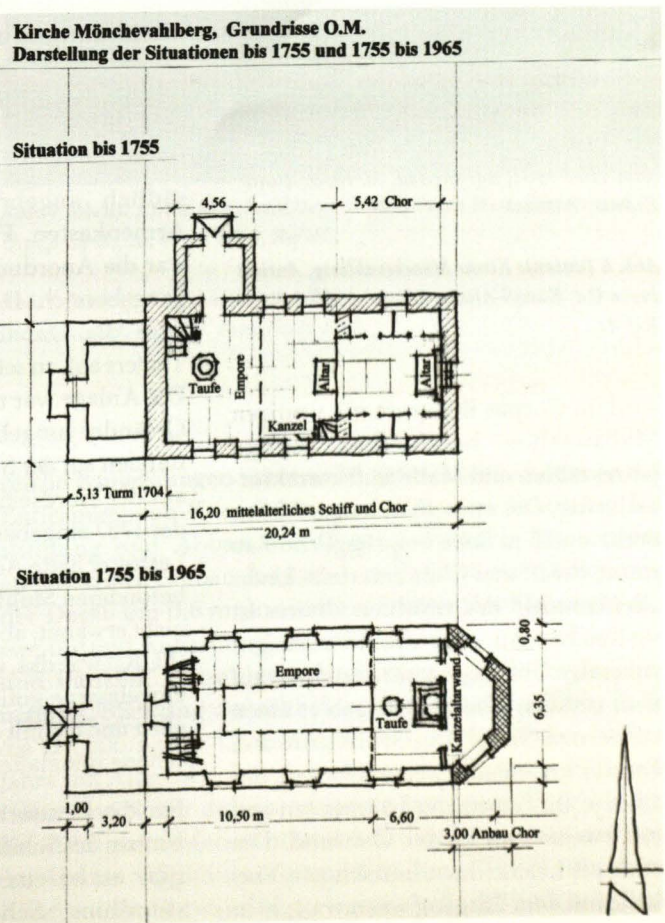


Abb. 4: Kirche Mönchevahlberg, Darstellung der Situationen bis 1755 und 1755 bis 1965, Grundrisse O. M. Zeichnung: Falko Rost.



Abb. 5 (oben): Kirche Mönchevahlberg, Kirchturm 1704-1903, Ansicht Süd, ca. 1899. Archiv Krämer, Wittmar.

Abb. 6 (unten): Kirche Mönchevahlberg, Ansicht innen Ost, Kanzel-Altarwand, ca. 1960. LKA, Ref. 41.

wird im Corpus Bonorum mit wenigen Maßangaben beschrieben, einige Jahreszahlen und Maße sind korrekturbedürftig: Der etwa 16 m lange, 7,90 m breite und 5 m hohe ursprüngliche Bau war in Schiff und Chor unterteilt. Unter „Schließung“ des erhöhten Chores ist vielleicht ein auf Mauervorlagen ruhender Chorbogen zu verstehen, auf dem geraden Chorschluss gab es einen steinernen Giebel. Das Schiff hatte drei Fenster im Süden, zwei im Norden, der Chor je ein Fenster der Längsseiten und ein zweiteiliges in der Ostwand. Die auch als Leichenhaus bezeichnete Vorhalle mit dem Eingang war etwa 4,50 m breit. Als Erbauungsjahr des Turmes wird sowohl 1704 als auch 1740 an-

gegeben, erstere Angabe ist wahrscheinlicher. Er ist auf die Westwand des Schiffes aufgesattelt, fluchtet mit dessen Südseite, ist etwa 6,90 m breit, weicht also von der Nordseite 1 m zurück. Der mit einer westlichen Tür versehene Turm war bis in etwa 6 m Höhe massiv, hatte einen Aufsatz aus Fachwerk mit Schieferbehang und als Abschluss eine geschweifte Haube mit achteckiger Laterne. (Abb. 5) Im Inneren der Kirche bestand eine noch teilweise mittelalterliche sonst nachreformatorische Einrichtung. An der Ostwand des Chores stand der Große Altar, geschmückt mit dem geschnitzten und vermalten Retabel, den die Gemeinde 1695 von der Trinitatiskirche, Wolfenbüttel gekauft hatte. Als Choreinrichtung waren Kommunikantenbänke, Beichtstuhl, Stühle für Pfarrer, Schulmeister und Schulknaben vorhanden. Auf der Süd- wand gab es zwei, auf der Nordwand ein altes Gemälde.

Von der Einrichtung des Schiffes ist der massive Kleine Altar an der Chorstufe von Interesse. Bei Dorfkirchen sonst nicht gebräuchlich, findet er sich bei manchen Kloster- oder Stiftskirchen des Mittelalters, zum Beispiel in der Stiftskirche Bad Gandersheim. Es handelt sich hier vielleicht um eine Erinnerung an die Zugehörigkeit zum Kloster. Die erhöhte und mit Schalldeckel versehene Kanzel war, wie nach der Reformation häufig zu beobachten, vor dem Chor südlich angebracht, daneben der Armenkasten. Für diese Zeit typisch war die Anordnung der Taufe im Eingangsbereich. Der hölzerne Taufisch wies die Darstellung Johannes des Täufers auf, zu seinen Füßen das Lamm. Die Anlage war mit einem achteckigen Geländer umgeben. Frauenstühle bestanden auf der Südseite, Männerstühle auf der Nordseite des Schiffes und auf der 1737 eingebauten Westempore. Auf Letzterer hatte Ackermann Fricke einen besonderen Stuhl. Im Corpus Bonorum nicht erwähnt, aber um 1900 vorhanden (BUK)⁴ war das, in eine der Chorwände eingelassene gotische Sakramentshäuschen und die mit der Reliquiengruft versehene mittelalterliche Altarplatte.

Für die Erweiterung und den inneren Umbau des Schiffes 1755 (Abb. 4, unten) gibt es bereits Bauakten des Konsistoriums.⁵ Schon 1750 hatte Pfarrer Bodenbug der kirchlichen Aufsichtsbehörde die Baufälligkeit der Kirche ge-

meldet. Die treuhänderisch tätigen Visitatoren (Amtmann und Superintendent) hatten daraufhin die Handwerksmeister Ludwig und Weihe, Wolfenbüttel, um Planung und Anschlag für den Erweiterungsbau ersucht. Da der Anschlag mit 952 rt. zu teuer erschien, sollte das günstigere Projekt des Zimmerermeisters J. E. Krüger, Wolfenbüttel von 1754 zu 854 rt. umgesetzt werden. Der 1755 ausgeführte Bau, der dann 996 rt. kostete, entspricht dem zu dieser Zeit neuen Konzept einer evangelischen Predigtkirche. Das als „Saalkirche“⁶ bekannte Konzept musste hier so gut es ging in den vorhandenen, etwas engen Raum eingefügt werden. Es entstand ein von der Kanzelaltarwand und der U-förmigen Empore bestimmter, etwa 6,50 m hoher Raum, in dem die Gemeinde guten Sicht- und Hörkontakt zum Prediger hatte. Der Eingang führte durch den Turm, das Leichenhaus konnte abgebrochen werden. Ein mittelalterlich wirkender polygonaler Choranbau war nur um 1700 bei den Vorformen einer „Saalkirche“ gebräuchlich, außer in Schöppenstedt 1733 ist er in der Umgebung nur noch hier angewendet worden. Architekt des Schöppenstedter Kirchenumbaus war übrigens Maurermeister Johann Christoph Weihe⁷, vielleicht eine der Personen des ersten Projektes. Falls Krüger die Planung übernommen und nur günstiger kalkuliert hatte, erklärt sich so und durch Einbau eines nicht näher bekannten Stuckgewölbes die Ähnlichkeit zur Kirche Schöppenstedt. Von den früher vorhandenen Kunstwerken sind nur das Sakramentshäuschen in der Ostwand und die Altarplatte übernommen worden. Über dem Portal gab es einen Stein mit der Inschrift 1755. Die nun den Raum prägende barocke Kanzelaltarwand (Abb. 6) hatte ausgewogene Proportionen jedoch wenig architektonische Zierelemente und religiöse Symbole wie in dieser Zeit üblich. Ins Auge fallend war der obere Abschluss als Abwandlung eines gesprengten, geschwungenen Segmentgiebels und der Wellengiebel an der Kanzeltür. Es handelte sich um eine fünfachsige Wand mit Empore. Darauf gab es noch Sitze, darunter war die Sakristei angeordnet. Das Kanzelblatt erstreckte sich über drei Achsen, neben der Mittelachse mit Altar und Kanzel waren Rundbogentüren für den Altar-

umgang vorhanden. Außer den Bänken beiderseits des Mittellanges und seitlich im Chor ergänzte ein achteckiger Taufstisch die Einrichtung. Wie die Erhöhung der Schiffwände war auch der Choranbau aus soliden Quadersteinen hergestellt worden. Man hatte bei der Gründung des Letzteren jedoch nicht die verminderte Tragfähigkeit des Bodens aufgrund älterer Bestattungen beachtet. So mussten dort zwischen 1782 und 1893 fünf nachträgliche Gründungs- und Reparaturarbeiten geleistet werden. Größere aber nicht näher erläuterte Maßnahmen zur Verbesserung des Inneren⁸ gab es 1845. Da „das dumpfige und düstere Innere in eine freundliche und helle Landkirche verwandelt wurde“ könnte es sich um die Entfernung des Stuckgewölbes, Vergrößerung der Fenster des Schiffes in jetziger Form und Vermalung gehandelt haben. Seit der Separation waren sowohl die politische als auch die kirchliche Gemeinde wohlhabender geworden. Zusammen konnte man 1864 erstmalig eine Orgel von dem Orgelbauer Engelhardt/Herzberg kaufen. Das Instrument mit zwei Manualen stand auf der Westempore, es wies auf dem Unterbau einen fünfteiligen Prospekt auf. (Abb. 7)

Teile des hölzernen Turmoberbaues waren 1871 morsch geworden. Die Kirchengemeinde wünschte sich ein massives Obergeschoss mit einer pyramidalen Spitze wie in Dettum. Bei der zunächst erforderlichen Sanierung der Schäden durch Hausschwamm im Schiff sind wohl die eichenen Emporenstützen durch solche aus Gusseisen ersetzt worden. Die von Maurermeister Decker, Groß Vahlberg, 1901 vorgelegte Turmplanung im Sinne der Gemeinde lehnte das Konsistorium ab. Baurat Hans Pfeifer, technisches Mitglied des Kollegiums, wünschte vielmehr einen Niedersächsischen Turmabschluss mit Giebeln wie in Evessen. 1903 kam schließlich der jetzt vorhandene Kompromiss zur Ausführung. Darin durchdringt eine achtseitige Pyramide ein abgewalmtes Satteldach mit vier Ecktürmchen, Schallöffnungen im massiven Obergeschoss und das neue Turmportal (ohne den Stein 1755) wiesen neuromanischen Stil auf. In dieser Zeit muss die auf den Abb. 6 und 7 erkennbare historistische Innenvermalung entstanden sein. Über diese, nach dem Muster des Hof-Dekorationsmalers Adolph Quensen, Braunschweig, ausgeführte Arbeit gibt es keine Aktennotiz. Die Vermalung zeigte im Deckenspiegel religiöse Symbolik, breite Friese mit Schablonenmalerei bildeten den Übergang zu den in senkrechte Felder gegliederten Wänden, unterhalb der Fensterbänke gab es Quaderung mit umlaufender Borte.

Die besonderen Bedingungen der Zeit nach 1945 bewirkten, dass 1965 der Innenraum von fast allen, 1755 angebrachten Einrichtungsteilen entleert wurde. Bei Bombenangriffen im Januar und Juni 1944 hatten Dächer und Fenster Schäden erlitten, die erst 1947⁹ repariert werden konnten. Die Einrichtungsteile waren durch Wind und Wetter unansehnlich geworden, waren teilweise auch beschädigt. Sobald es die Haushaltslage der Landeskirche zuließ, erfolgten zuerst 1963/1964 umfangreiche Dacharbeiten. Danach konnte der erhebliche Renovierungsbedarf des Innenraumes angegangen werden. Hier wie anderswo bestand der für die Nachkriegszeit typische Wunsch nach schlichter Neugestaltung. Gleichzeitig war in vielen Kirchengemeinden die aus heutiger Sicht geringe Wertschätzung traditioneller Kulturgüter festzustellen. Mit großem Aufwand setzte man zur Neugestaltung des Raumes zwischen 1965 und 1967 zahl-



Abb. 7 (oben): Kirche Mönchevahlberg, Ansicht innen West, Empore und Orgelprospekt, ca. 1960. LKA, Ref 41.

Abb. 8 (unten): Kirche Mönchevahlberg, Ansicht innen, Chor mit Prinzipalstücken, 2009. Foto: Falko Rost.

reiche Bauleistungen für etwa 95.000 DM um. Außer in der Entfernung von Kanzelaltarwand, Empore, sämtlicher Bestuhlung und Abbau der Orgel bestanden diese unter anderem aus: Einbau des massiven Fußbodens, Abhängung der Decke um 0,6 m, Innenputz, Einbau der kleinen Westempore und Aufstellung eines Orgelpositivs, neuen Fenstern und Bänken, Heizanlage mit Ölöfen und flächiger Vermalung. Blickfang des schlichten Innenraumes (Abb. 8) ist die Gestaltung des Chorraumes im Geschmack der 1960er Jahre mit Altartisch, Lesepult und Taufe (diese erst 1972) aus Naturstein. Über der neuen Altarplatte, vom Verbleib der um 1900 vorhandenen ist nichts bekannt, schwebt das von der Decke abgehängte vergoldete Kruzifix. Hinter dem Altar, in die Ostwand eingelassen, befindet sich mit dem mittelalterlichen Sakramentshäuschen das einzig verbliebene historische Kunstwerk.

Für die Korrekturlesung vielen Dank an Pfarrer Wolfgang Jünke, für die Digitalisierung der Abbildungen an Mario Becker.

Anmerkungen

Sofern nicht gesondert angegeben, wurden als alle betrachteten Themen betreffenden oder häufig erwähnten gesammelten Quellen durchgehend genutzt:

Erbe, Michael: Studien zur Entwicklung des Niederkirchenwesens in Ostsachsen vom 8. bis zum 12. Jahrhundert, S. 80, Anhang Karte Adlige Kirchengründungen bis zum 10. Jh., Göttingen 1969. (Erbe)

Niedersächsisches Landesarchiv-Staatsarchiv Wolfenbüttel: Handbibliothek VIII 38. (Kopfsteuerbeschreibung)

Kleinau, Hermann: Geschichtliches Ortsverzeichnis des Landes Braunschweig, Bd. 1, S. 23 Ampleben, S. 143 Asseburg, Hildesheim 1967. Bd.2, S. 404, Mönchevahlberg, Hildesheim 1968. (GOV)

Dr. jur. Sehling, Emil: Die ev. Kirchenordnungen des XVI. Jahrhunderts, Niedersachsen, 1. Halbband: Die Fürstentümer Wolfenbüttel und Lüneburg mit den Städten Braunschweig und Lüneburg. S. 337-347, Tübingen 1955. (Sehling)
Hagen, Rolf: Zur Geschichte des Braunschweigischen Vereinigten Kloster- und Studienfonds, in: Kirchen Klöster Manufakturen, Hrg. Braunschweigischer Vereinigter Kloster- und Studienfonds, 1985. S.14ff. (Hagen)

Niedersächsisches Landesarchiv – Staatsarchiv Wolfenbüttel: K 5833 Charte Feldmark Münche-Vahlberg 1748 und 1750 Ing. Hase und Ing. Warmburg. (Dorfriss) 20 Alt Nr. 272 Bd. 1 fol. 1-52, 53-21 Dorfbeschreibung Mönchevahlberg 1763. (Dorfbeschreibung)

Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel: Das Corpus Bonorum und Jura der Münche-Vahlbergischen Kirche usw., verfasst 1750 von Pfarrer Johann Ernst Bodenburg, Dettum. (Corpus Bonorum)

Koldewey, Friedrich: Die Reformation des Herzogthums Braunschweig-Wolfenbüttel unter dem Regiment des Schmalkaldischen Bundes 1542-1547, in: Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen Jg. 1868, Hannover 1869, S. 246ff.

(Koldewey) 1542 gehörte Hamstedt zu den Visitatoren der Reformation des Klosters Riddagshausen.

Reller, Horst: Vorreformatorische und reformatorische Kirchenverfassung im Fürstentum Braunschweig-Wolfenbüttel Göttingen 1959. S. 95ff. (Reller)

Spieß, Werner: Geschichte der Stadt Braunschweig im Nachmittelalter (14491-1671), 1. Halbband, Braunschweig 1966. S. 73ff. (Spieß)

Seebaß, Georg und Freist, Friedrich-Wilhelm: Die Pastoren der Braunschweigischen ev.-luth. Landeskirche seit Einführung der Reformation, Bd. 1, Wolfenbüttel 1969. Ampleben, Dettum. (Seebaß-Freist)

Landeskirchliches Archiv, Wolfenbüttel: OA Mönchevahlberg 25, Varia. (LAW, Mönchevahlberg, Varia)

Kayser, Karl: Die reformatorischen Kirchenvisitationen in den welfischen Landen 1542-1544, Göttingen 1898, S. 169. Bei der durch Herzog Julius, nach Rückgabe des Gerichtes Asseburg 1570 durchgeführten Visitation. (Kayser)

Fußnoten

- 1 Meibeyer, Wolfgang: Die Klosterdörfer der grauen Mönche. Siedlungskundliches aus dem Umfeld von Zisterzen im Braunschweigischen, in: Braunschweigisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 89, Braunschweig 2008. S. 29ff.
- 2 Landeskirchliches Archiv Wolfenbüttel (LAW): OA Mönchevahlberg 2.
- 3 LAW: OA Mönchevahlberg 6. Landeskirchenamt Wolfenbüttel, Ref. 31: Schreiben an Kirchenvorstand Mönchevahlberg 7.1.1975. (LKA)
- 4 Meier, P. J. und Steinacker, K.: Die Bau- und Kunstdenkmäler des Herzogthums Braunschweig, Bd. 3 Kreis Wolfenbüttel, Wolfenbüttel 1906. S. 272. (BUK)
- 5 LAW: OA Mönchevahlberg 24, Kirchenbau 1754-1807
- 6 Vier Jahrhunderte Lutherische Landeskirche in Braunschweig, Landeskirchenamt Wolfenbüttel, 1968. Darin: Berndt, Friedrich und Poscharsky, Peter: Der Kirchenbau seit der Reformation, S. 144ff. (Berndt/Poscharsky)
- 7 Festschrift St. Stephanus 1993, Hrg. Kirchenvorstand St. Stephanus, Schöppenstedt 1993, darin: Rost, Falko: St. Stephanus, Schöppenstedt, Baugeschichte einer früheren Archidiakonatskirche, Schöppenstedt 1993. S. 9ff.
- 8 LAW: OA Mönchevahlberg 21, Kirchenbau 1809-1902ff.
- 9 LAW: OA Mönchevahlberg, Kirchenbau 1903-1948. Mönchevahlberg 27, Kirchenbau 1947-1975.

Impressum:

Herausgegeben vom Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e.V. www.bs-heimat.de

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht die Meinung der Redaktion und des Braunschweigischen Landesverein für Heimatschutz e. V. wieder.

Vorsitzender: Dieter Heitefuß, Buchfinkweg 10, 38122 Braunschweig, vorsitzender@bs-heimat.de

Redaktion: Rolf Ahlers, Wendezeller Ring 10, 38178 Wendeburg, heimat@bs-heimat.de

Gesamtherstellung: Ruth Printmedien GmbH, Braunschweig, www.ruth.de

Appelhaus Verlag, Braunschweig, 2010 · ISBN 978-3-941737-37-2

www.appelhaus-verlag.de

Helmstedter Kindes-Immatrikulationen als Ausweg aus dem Pennalismus *von Rolf Volkmann*

1. Der Pennalismus an der Universität Helmstedt

Der Pennalismus war die Unsitte der älteren Studenten, die Neuankömmlinge (Erstsemester) ein ganzes Jahr lang auszubeuten und zu quälen.

Das erste Edikt gegen den Pennalismus wurde vermutlich 1610 in Jena erlassen. Über die Helmstedter Vorgänge sind wir durch die lateinische Rede des Prof. Dr. phil. et med. Adam Luchten (1570-1631) eingehend unterrichtet, die er 1611 bei der Übergabe des Prorektorats an seinen Nachfolger Cornelius Martini hielt. Er verglich den Pennalismus mit einer ansteckenden Krankheit, die die Universität Helmstedt befallen habe. Erfurt, Leipzig und Wittenberg wurden als erste Krankheitsherde angesehen. Er führte aus¹: „Ein Tun und Treiben hat eingesetzt, das man billiger Weise eher unter Piraten, Troßknechten und Marketendern als bei jenen erblicken dürfe, die sich den sonst doch alles veredelnden Wissenschaften hinzugeben behaupten.“²

Er beschreibt, wie sich die älteren Studenten an die Neuankömmlinge heranmachen, um ihnen Geld abzupressen. Bei Semesterbeginn empfangen sie die Neuankömmlinge vor der Stadt, wünschen ihnen alles Gute und fragten sie aus, boten sich aber gleichzeitig als Betreuer an. Das verlief dann so: „Dann habt Ihr es, in der Tat, gut getroffen, daß Ihr auf uns gestoßen seid, ehe Ihr zur Stadt gelangt. Wir glauben es ja gern, daß Ihr ehrbare junge Leute seid; aber Ihr seid doch noch unbekannt mit dem Leben auf der Universität, die sich aus den verschiedensten Geistern und aus vielfältigen Sitten und Gebräuchen zusammensetzt. Deshalb halten wir es auch für gefährlich, daß Ihr Euch dort unbekannten Menschen anvertraut und denselben durch Euer Benehmen zu Spott und Verachtung gereicht.“³

Wenn sie nun ihre vermeintlich neuen Freunde um Hilfe baten, waren sie ins Netz gelaufen. Eine erneute Gelegenheit fanden die älteren Studenten, wenn nach altem Brauch von den Universitätsbehörden die Deposition und die Eintragung in die Matrikel erfolgte.

„Wie der Geier nach dem fetten Leichnam, so lauert gierig der alte, von der neuen Pest befallene Student nach dem jungen Musensohne, und er gibt sogleich acht, daß letzterer ihm nicht entschlüpfte, bevor er ihn tüchtig geprellt, beraubt und ausgezogen.“⁴ Die älteren Studenten nannte man Schoristen, abgeleitet, von „scheren“, die jüngeren Pennale.

Luchten sagte, dass das Wesen des Pennalismus im Quälen der neu angekommenen jungen Musensöhne bestehe, denen man zu diesem Zwecke ein einjähriges Noviziat auferlegte, während welcher Zeit sie den Misshandlungen durch Wort und Tat vonseiten der älteren ausgesetzt waren. Luchten fährt fort: „Ist dann endlich die Zeit der Prüfung vorüber, so fügen sie zur Tragödie noch den Epilog, indem sie das traurige Werk zu entsprechendem Schluß bringen. Vom Pennalismus, so sagen sie, könne man nur im Kreise der Schmausbrüder ledig gesprochen werden. Das bedeutet dann neue und bei weitem größere Kosten, als sie bis dahin vom Pennäler zu tragen gewesen. Und das alles geschieht nur dazu, um Bauch und Kehle der Fresser zu füllen.“⁵

Neben den körperlichen Misshandlungen war es besonders schlimm, dass die Schoristen ihre Opfer in größte finanzielle Armut stürzten. Sie nahmen ihnen nicht nur das Geld weg, sie verkauften deren Bücher und Kleidung. Das erzielte Geld haben sie dann „versoffen und verfressen“. Hinsichtlich der Kleidung wird in den Berichten der krasse Unterschied zwischen den Schoristen und Pennälern deutlich. Auch bei der Visitation von 1652 hatte sich nichts gebessert.

„Von der Mode des Dreißigjährigen Krieges beeinflusst, trug weiter der Schorist den Degen an der Seite, die Feder am Hute, Stiefel mit Sporen, Koller und Feldzeichen und zu alledem ein geschlitztes Wams, so ging der Pennäler in zerrissenen Kleidern und mit durchlöcherter Hute und ohne Kragen einher, und er hatte anstatt der Stiefel schäbige Pantoffeln an den Füßen.“⁶

Alle protestantischen Universitäten waren vom Pennalismus befallen, und

die Schoristen der einzelnen Universitäten wetteiferten geradezu, immer neue Quälereien für die Pennäler zu finden. Aus Rostock wird berichtet, dass man den jungen Opfern einen Trank eingegeben habe, der aus Tinte, Senf, stinkender Butter, Nusschalen und „Ösel aus Lichtputzen“ bestand.

Professor Luchten beklagt die Machtlosigkeit der Universität und ihrer Professoren mit den Worten: „Mich aber quält es in der Seele, daß jene, die als der Wissenschaft Schüler gelten wollen, zu einer solchen Frechheit und Unverschämtheit fortgeschritten sind, daß weder die Religion noch die Liebe zu Gott, weder der Gehorsam gegen die Obrigkeit noch das durch einen Eid erhärtete Versprechen noch schließlich überhaupt irgend ein Schamgefühl sie zur Vernunft zurückbringen und sie zur Pflicht anzuhalten vermag.“⁷ Eine gewisse Mitschuld an dieser Entwicklung trugen aber die Professoren selbst. Sie waren zu nachsichtig, wenn ihre Tischgänger Gesetze übertraten; denn die Bestrafung oder Entfernung dieser Studenten brachte ihnen finanzielle Nachteile.

1635 bemühte sich der Wittenberger Theologie-Professor Joachim Hülsemann (1602-1661) um eine „Vereinigung der Universitäten unter einander und um die Feststellung einer sicheren, von allen gleichmäßig zu beobachtenden Handlungsweise gegen den Pennalismus.“⁸ Durch Verhandlungen hat er schließlich acht Universitäten veranlasst, diesem Bündnis beizutreten. Zu Wittenberg gesellten sich Straßburg, Tübingen, Frankfurt, Marburg und Gießen. In den „Leges et Statuta, in quae sociae Academia consenserunt“ wurden in elf umfangreichen Bestimmungen die gemeinsamen Vorgehensweisen festgelegt. Wichtig waren zunächst die Punkte drei und vier; dort hieß es: „Die Relegationspatente werden gedruckt und in die Vaterstadt des Bestraften zugleich aber und zwar rasch an die verbündeten Universitäten geschickt.“ Von ganz besonderer Wichtigkeit war Punkt 10: „Wer zwei oder drei Mal, oder cum infamia relegiert war, wurde auf keiner verbündeten Universität aufgenommen.“

Tabelle 1: Kindes-Immatrikulationen in Helmstedt

Vater (Professor)	Sohn	Geburtsstag ¹²	Immatrikulaton ¹³	
			Datum	Alter
	Magnus	05.05.1547	1556	9
Pegel, Rostock	Timotheus	13.02.1575	April 1581	5
Pancratius Crüger	Timoteus Andreas	19.05.1677	April 1586	9
Basilius Satler	Samuel	?	?	?
Dethard Horst	Johannes Dethardus	27.12.1583	10.12.1587	4
	Heinrich	1582	01.04.1588	6
Johann Friedrich Ludwig Günther	Friedrich	22.03.1581	30.06.1590	8
Johann Jagemann	Julius	18.02.1584	03.03.1592	8
	Johann Ernst	?	?	?
Andreas Cludius	Johann Thomas	23.11.1585	03.03.1592	6
Reiner Reineccius	Joachim	?	18.06.1594	?
	Johannes	26.06.1592	18.06.1594	2
H. Cludius	Heinrich Ulrich	10.01.1591	14.10.1594	3
Heinrich Meibom sen.	Johann Heinrich	30.08.1590	17.11.1596	6
	David	13.07.1592	17.11.1596	4
Valentin Schindler	Christianus	?	17.11.1598	
	Andreas	?	17.11.1598	
	Elias	?	17.11.1598	
	Foelix	?	17.11.1598	
	Jobus	21.03.1596	17.11.1598	
Lorenz Scheurl	Titus Lorenz	10.06.1598	16.05.1599	1
Friedrich Dasypodius	Kaspar	25.08.1594	03.10.1603	9
Andreas Cludius	Julius August	22.10.1594	16.11.1603	9
	Philipp Sigismund	29.08.1596	16.11.1603	7
Eberhard Speckhan	Ericus	30.11.1592	05.06.1604	11
Kaspar Arnoldi	Kaspar Johannes	19.03.1598	18.10.1605	6
	Matthias	28.02.1600	18.10.1605	5
Johann Wissel	Burkhart	03.11.1617	01.04.1622	4
Johann Stucke	Friedrich Ulrich	27.02.1620	14.10.1624	4
Theodor Berkelmann	Heinrich Lorenz	12.05.1614	15.10.1625	11
	Johann Friedrich Theodor	03.01.1616	15.10.1625	9
	Werner	01.02.1618	15.10.1625	7
Theodor Berkelmann	Rudolf	20.09.1620	29.01.1625	4
Johann Lotichius	Johann Valentin	16.01.1622	29.06.1625	3
Johann Wolff	Burkart Poppo	14.03.1620	13.11.1628	8
Georg Calixt	Friedrich Ulrich	10.03.1622	20.05.1629	7
Gottfried Vogler	Valentin Heinrich	25.09.1622	20.05.1629	6
Johann Lotichius	Heinrich	06.12.1624	21.06.1630	5
Johann Lüders	Johann Albert	15.03.1621	29.12.1630	9
Heinr. Julius Strube	Friedrich	26.09.1621	27.09.1631	10
Heinrich Schnerheim	Heinrich	19.04.1624	12.07.1632	7
Ernst Stisser	August	02.06.1636	31.12.1642 ¹⁴	6
Jacob Tappe	Bartold	12.07.1637	31.12.1642	5
H. J. Scheurl	Julius Ernst	24.02.1645	1649	4
Christoph Schrader	Heinrich	28.12.1643	14.01.1653	9
	Gottfried	20.02.1645	14.01.1653	7
	Justus	14.06.1646	14.01.1653	7
Christoph Schrader	Kilian	04.07.1650	14.01.1659	8
Gerhard Titius	Johann Friedrich	12.07.1657	07.06.1664	6
Christoph Schrader	Friedrich	01.08.1657	29.04.1669	11
	Carolus	18.11.1661	29.04.1669	7
	Bodo	28.10.1662	29.04.1669	6
Valentin Heinrich Schindler	Philipp Sigmund	13.04.1668	15.07.1673	5
	Johann Friedrich	06.08.1669	15.07.1673	4
Andreas Fröling	Georg Heinrich	08.01.1674	13.07.1680	6
	Daniel Julius	02.08.1677	13.07.1680	3
Johann Wilh. v. Göbel	Ludwig Carl Philipp	16.08.1731	31.12.1738 ¹⁵	7
Johann Ernst Schubert	Carl Julius	24.07.1749	18.06.1760	10
	Gust. Adolph	28.05.1751	18.06.1760	8
Johann Ernst Schubert	Johann Friedrich Ferdinand	30.01.1761	24.07.1764	3
Heinrich Philipp Konrad Henke	Ernst Ludwig Theodor	28.02.1804	22.02.1809	5

Tabelle 2: Anzahl und Alter der Kinder bei ihrer Immatrikulation

Anzahl	1	2	4	7	6	9	8	5	7	2	3
Alter	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11

Auch in Helmstedt schien die Vereinigung der Universitäten gegen den Pennalismus eine Reihe von Jahren ihre Wirkung gehabt zu haben. Erst 1651 musste Herzog Christian Ludwig als Rektor der Universität ein „Edikt gegen gewisse Exzesse der Studenten mit anhängendem Eid“ erlassen. In der Rede des Professors phil. Christoph Schrader (1601-1680), die er 1652 anlässlich der Visitation hielt, war wieder vom Pennalismus in Helmstedt die Rede.⁹ Auf dem Reichstag zu Regensburg besaßen sich am 1. Mai 1654 die protestantischen Kurfürsten, Fürsten und Stände mit dem Pennalismus.

In Helmstedt war der Pennalismus aber keineswegs erloschen. Am 6. November 1661 erschien die „Fürstliche Braunschweig-Lüneburgische Endliche Verordnung wegen gänzlich abgeschafften hochschädlichen Pennalwesens Auff der Fürstlichen Julius-Universität zu Helmstedt.“ Am 29.12.1661 und am 24.02.1663 musste die Universität die Pennal-Verordnung wieder öffentlich anschlagen. Ein Programm vom 04.02.1664 brachte zum Ausdruck, dass man hoffte, den Pennalismus abgetan zu haben; gleichzeitig wurde aber Klage über die liederliche Kleidung der neuankommenden Studenten geführt; aber gerade das war ja eine Erscheinung des Pennalismus. Trotz aller Bemühungen der Universität war der Pennalismus noch nicht erloschen. In den Jahren 1776 und 1780 erhielt jeder ankommende Student zugleich mit dem „Leges academicae“ die beiden Verordnungen gegen den Pennalismus schriftlich überreicht.

Um besonders die studierenden Landeskinder zu betreuen, bestellte Herzog Carl I. den Professor Johann Karl Christoph Ferber (1739-1786) am 31.08.1778 zum Ephorus für die in Helmstedt studierenden Landeskinder. Wenig später (08.10.1778) wandte sich die Universität gegen „Beschmaußungen und Misshandlungen der neu ankommenden Studenten unter Androhung von Carcer-Strafe und Relegation.“

Trotz aller Edikte und Verordnungen schien man den Pennalismus noch nicht ausgerottet zu haben; denn am 26.08.1780 wandte sich Professor Franz Dominicus Haeberlin nicht nur gegen das Commerciren auf den Duckstein- und Weinkellern, sondern auch „gegen das Tractiren der neuankommenden Studenten.“

2. Immatrikulationen im Kindesalter als Ausweg aus dem Pennalismus¹⁰

Viele Eltern sannten darüber nach, wie sie ihren Söhnen bei Studienbeginn die Quälereien des Pennalismus ersparen könnten. Dabei verfielen sie auf die Idee, die Söhne bereits im frühen Kindesalter in die Matrikel eintragen zu lassen. Wenn diese dann im Alter von 18 oder 20 Jahren das Studium aufnahmen, galten sie nicht mehr als Studienanfänger und entgingen dem Pennalismus.

Die Anzahl der Immatrikulationen im Kindesalter scheint in Helmstedt wesentlich größer gewesen zu sein, als man bisher angenommen hat. Von den ca. 278 Professoren, die in Helmstedt gewirkt haben, sind hier beispielhaft 41 ausgesucht (siehe Tabelle 1), die ihre Söhne bereits im Kindesalter immatrikulieren ließen. Bei den wenigen Beispielen handelt es sich immerhin um über 56 Immatrikulationen im Kindesalter. Bedenkt man, dass sich auch andere wohlhabende Eltern, wie herzogliche Räte usw., der Kindesimmatrikulation bedienten, so scheint die Frequenz der Studenten in manchen Jahrzehnten keineswegs gesichert. Verfolgt man die Laufbahn der immatrikulierten Kinder weiter, so stellt man fest, dass mache von ihnen später gar nicht in Helmstedt studiert haben. Das ist beispielsweise bei den Schuberts der Fall. Dass eine ähnliche Praxis auch an anderen Universitäten üblich war, sehen wir am Beispiel des Helmstedter Professors Magnus Pegel (geb. 05.05.1547), der von seinem Vater bereits im Alter von 9 Jahren in Rostock immatrikuliert wurde. Interessant ist die Tatsache, dass einige Professoren während ihres Prorektorats ihre im Kindesalter stehenden Söhne immatrikulieren ließen. Zeitlich fällt auf, dass Prof. Christoph Schrader (1601-1680), der sieben seiner Söhne im Kindesalter immatrikulieren ließ, auch 1669 noch von dieser Praxis Gebrauch machte, obwohl die Universität im Rezess vom 15.12.1668 erklärte „Es sind keine Reliquien des Pennalismus mehr gefunden, daher sei es nicht mehr nötig, das Edikt gegen den Pennalismus künftig verlesen zu lassen.“¹¹

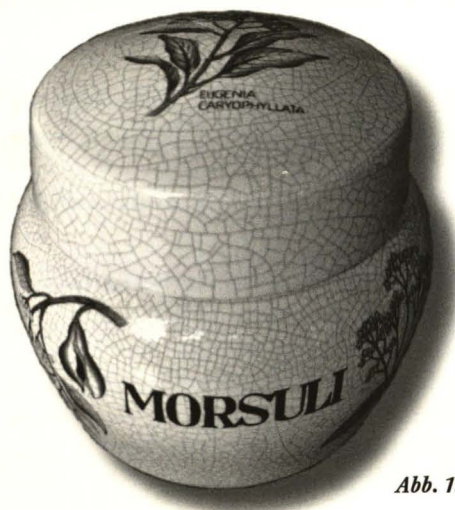
Literatur:

Alschner, Uwe: Der Universitätsbesuch in Helmstedt 1576-1810. Modell einer Matrikelanalyse am Beispiel einer norddeutschen Universität. Selbstverlag des Braunschweigischen Geschichtsvereins 1998 (= Beihefte zum Braunschweigischen Jahrbuch Band 15).
Volkmann, Rolf: Der Pennalismus an der Universität Helmstedt – Immatrikulationen im Kindesalter als Ausweg aus dem Pennalismus. – In: Pädagogische Zeitschrift Baskortostan, Ufa/Russland, 2007, S. 70-74.

Anmerkungen:

¹ Luchten,, Adam: Rede bei der Übergabe des Prorektorats an Cornelius Martini im Jahre 1611. Textübersetzung aus dem Lateinischen durch Max Joseph Husung, in dessen „Bilder aus der Geschichte der Universität Helmstedt“. Abschnitt 4: Pennalismus; Hallesche Universitätszeitung, Jg. 1919, S. 439-452.
² a.a.O. S. 440.
³ a.a.O. S. 441.
⁴ a.a.O. S. 441.
⁵ a.a.O. S. 442.
⁶ a.a.O. S. 446.
⁷ a.a.O. S. 443.
⁸ Eckstein, Friedrich August: Pennalismus. In: Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften. – Leipzig, 1842.

⁹ Visitations-Rezeß 1652. Nds HStA. Hann.Cal.Br. 21 Nr. 3882 (I).
¹⁰ Eine zusammenfassende Arbeit über Immatrikulationen im Kindesalter fehlt bisher. Sie ist deshalb so schwierig, weil sie voraussetzt, dass neben dem Immatrikulationsdatum auch das Geburtsdatum bekannt sein muss. Die Literatur kennt daher nur Einzelfälle.
¹¹ Visitations-Rezesse 1650 ff. Nds. HStA. Hann.Cal.Br. 21 Nr. 3882 (I).
¹² Kirchenbücher St. Stephanie Helmstedt, Nds. StA. Wf, 1 Kb. 585, 586, 586a, 587, 588, 589, 589a, 593, 594, 594a, 595, 596, 597, 597a, 604, 605.
¹³ Zimmermann, Paul: Album academiae Helmstadiensis Bd. 1 Album academiae Julia Abt. 1 Studenten, Professoren etc. der Universität Helmstedt von 1574-1636. – Hannover, 1926.
¹⁴ Hillebrand, Werner (Bearb.): Die Matrikel der Universität Helmstedt 1636-1685. – Hildesheim, 1991.
¹⁵ Mundhenke, Herbert: Die Matrikel der Universität Helmstedt 1685-1810. – Hildesheim, 1979.



Kennen Sie Morsellen?

Eine alte Apotheker-Spezialität

Text von Annegret Wohlberg

Abb. 1: Vorratsdose

Um die Gründe zu verstehen, warum es Zeiten gab, in denen Kranke ihre Arzneien in Form von Morsellen verabreicht bekamen, ist es ratsam, sich gedanklich ins Mittelalter zu versetzen. Es gab noch keine Kapselmaschinen und Tablettenpressen. Man hatte die Möglichkeit, Medizin als Pulver oder als Saft einzunehmen – schlecht dosierbar und schwierig zu transportieren. Dann kam das Drehen von Pillen auf. Die Pille ließ sich gut einnehmen, war aber anfällig für Schimmel und Bakterien. Zudem lässt sich bittere Medizin leichter in süßer Umhüllung schlucken. Besonders bitter schmeckende und wertvolle Arzneien wurden daher in Morsellen gegossen. „*misce ut fiant morsuli*“ (mische und mache daraus Morsellen) (Abb. 1)

Was bedeutet nun der Name „Morsellen“?

Im Nachschlagewerk „Pharmaceutisches Lexikon von Max von Waldheim – Wien, 1899“ heißt es: „*Morsellen mit Gewürzen (Mandeln, Pistazien, etc.) versetztes Zuckerwerk, dessen Name vom lateinischen „mors“ = der Tod, abgeleitet wird, da bei der Zubereitung der Zeitpunkt des so genannten „Absterbens“ der Zuckerrösung abgewartet werden muss, der Augenblick, in welchem Zucker sich kristallin auszuscheiden beginnt.*“

Bei genauer Betrachtung ist diese Erklärung jedoch nicht haltbar. Wäre der Name vom lateinischen „mors“ abgeleitet, müsste es „Mortellen“ heißen. Richtiger ist vielmehr, dass der Name vom lateinischen „morsus“ = der Bissen, abgeleitet ist. Die Silbe „ellus“ drückt die Verkleinerungsform aus, also kleiner, leckerer Bissen. Morsellen schmecken wie Konfekt, sind aber

eigentlich Medizin zur besseren Verdauung – traditionell gegen das Völlegefühl nach üppigem Essen. Süße Speisen sind Nahrung für die Seele, denn sie fördern das Wohlbefinden. Wird Süßes gegessen, so schüttet die Bauchspeicheldrüse Insulin aus. Dieses Hormon sorgt dafür, dass Tryptophan, ein Eiweißbaustein, aus dem Blut ins Gehirn gelangen kann. Er ist die Vorstufe für den Wohlgefühl – Botenstoff Serotonin. Kein Wunder, dass vor allem in der dunklen Jahreszeit oder bei Stress und Frust die Lust auf süße Leckereien groß ist.

Auch Theodor Fontane wusste dieses Konfekt offensichtlich zu schätzen. Theodor Fontane war nicht nur der Sohn eines Apothekers, sondern auch selbst approbierter Apotheker. (Abb. 2)

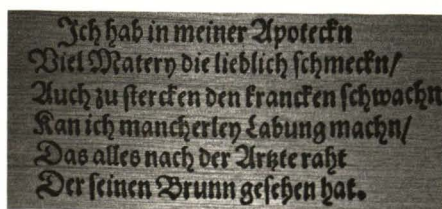


Abb. 2: Werbespruch

So steht in seinem Roman „Effi Briest“ folgendes: „... nach altpommerischem Weihnachtsbrauch flog ein Julklapp in den Hausflur – eine große Kiste, drin ein zierliches, mit allerlei japanischen Bildchen überklebtes Morsellenkästchen, dessen eigentlichen Inhalt auch noch ein Zettelchen beigegeben war. Es hieß da:

*Drei Könige kamen zum Heiligenchrist,
Mohrenkönig einer gewesen ist –
Ein Mohrenapothekerlein
Erscheinet heut mit Spezerein,
Doch statt Weihrauch und Myrrhen, die
nicht zur Stelle,
Bringt er Pistazien – und Mandel –
Morselle.*

Die Keimzelle der süßen Naschereien wie Kandis und Konfekt ist die Apotheke. Apotheker handelten nicht nur mit Salben, Kräutern und Säften, sondern auch mit verzuckerten Gallen und Pillen, mit überzuckertem spanischen Pfeffer, mit verzuckerten Wurmsamen und Zuckerfeigen. Kein Kunststück, sie hatten schließlich Zugang zu der gesamten Bandbreite an Gewürzen aus dem Orient, und nicht zuletzt zu dem teuren Rohrzucker, der aus arabischen Ländern ins mittelalterliche Europa importiert wurde. Zucker, in Wasser oder Milch gelöst, galt per se schon in der Antike und in der arabischen Medizin als Mittel gegen zahllose Krankheiten.

Natürlich fertigte der Apotheker nicht einfach Bonbons zum Schleckern. Getreu seinem höheren Auftrag zur Wahrung der Volksgesundheit verwandelte er die süßen Täfelchen in Arzneiträger. Das war vor allem sehr nützlich bei arzneischeuen Kindern. Im „Handbuch der Arzneiverordnungslehre von Philipp Phoebus – Berlin, 1835“ findet sich folgendes Rezept gegen Fieber:

*Rp: Sacchari albi Unc. 4 1/2
coque cum Aq. Comm, q.s. ad consist.
tabulandi
adde Pulv. Subtiliss. Cort. Chinae regii
Unc. 1
Cass. Cinnam. Drachma 1
F.l.a. Morsuli 32. D. in scatula
S. In der fieberfreien Zeit stündlich zwei
Morsellen.*

In „Die Seelen im Feuer von Sabine Weigand – Frankfurt/Main, 2008“, einem historischen Roman, heißt es: „Der junge Arzt Cornelius sieht die Sache so, wie sie ist. Ein Junge, der mit der Handlung des Romans „Historia von D. Johann Fausten“ überfordert ist und nun auf andere Gedanken kommen

muss, um das Gelesene zu verarbeiten. Er verschreibt dem Jungen ein paar Morsellen ...“ (Abb. 3)

Nun muss man wissen, dass im Mittelalter alle in der Apotheke zubereiteten Arzneimittel als „Confecta“ bezeichnet wurden. Noch in „Hagers Handbuch der Pharmaceutischen Praxis von Hermann Hager – Berlin, 1903“ werden unter den Begriffen Conditia – Confecta – Confectiones – „Konfekte“ überzuckerte oder auch in Zucker eingemachte Arzneistoffe verstanden. Das, was man heute unter Konfekt versteht, ist etwas ganz anderes. Die Heimat des Konfektes dürfte im Orient zu suchen sein, wo Süßigkeiten schon sehr früh eine große Rolle spielten (z.B. „Baklava“ = honigsüße „Kalorienbomben“).

Mit den Kreuzzügen und den dadurch sich entwickelnden Handelsbeziehungen kamen im Laufe der Zeit diese Leckereien auch zu uns. Sie werden den Apothekern vor gut 300 Jahren Anregung gegeben haben, ihre Gewürze und Kräuter mit dem kostbaren Zucker zu umkleiden, womit das „Confect“ als pharmazeutisches Produkt entstand. Die alten Apotheker verstanden es, ihre oft widerlich schmeckenden aber hilfreichen Arzneimittel mit Zucker schmackhaft zu machen und zugleich zu konservieren. Als die Berufe noch zunftmäßig streng unterteilt waren, entbrannte wegen dieser Konfekte ein lange währender Streit zwischen Apothekern und Zuckerbäckern. Die vermehrte Einfuhr von Zucker und orientalischen Gewürzen berührte die Berufsinteressen beider Gewerbe, sodass es schwer zu bestimmen war, wer nun „Confect“ – Medizin und süßes Knabberzeug zugleich – herstellen durfte.

Der Name „Morsellen“ wurde erstmals 1475 in der Auflistung des Warenlagers

der Alten Rathsapotheke Lüneburg erwähnt. Daher sind sie als Arzneiform dem Mittelalter zuzuordnen, die als eine Weiterentwicklung der aus Honig bestehenden Elektuarien betrachtet werden kann. In „Johann Friedrich Christian Pichler: Anleitung, Rezepte zu schreiben – Heidelberg, 1788“ steht: „Einige nennen Morsellen trockene Latwerge, aber diese Benennung ist unschicklich ...“

Die Zubereitung von Morsellen erfolgte in gewürzduftenden Gewölben und war stets von Geheimnissen umwoben. Wie auch Marzipan wurden sie dann als „Morselata“ im Arzneibuch des Quiricus de Augustis, dem „Lumenapothekarium“, von 1495 erwähnt und blieben bis 1865 offizinell. In allen Konfekt- und Arzneibüchern wurde eine mehr oder weniger große Anzahl von Morsellen-Vorschriften genannt. „Morsellen“ sind parallelepipedische Stücke oder viereckige, längliche Täfelchen, ungefähr 5 cm lang, 2,5 cm breit und 0,5 cm dick („Technik der pharmazeutischen Rezeptur von Hermann Hager – Berlin, 1884). Zur Herstellung benötigt man eine Morsellenform, die aus abgelagertem langfasrigem Eichenholz gefertigt sein soll. Die beiden Morsellenbretter werden durch eine Mitteltrennleiste und von zwei Außenleisten umgeben, in drei U-förmige Metallfüße gelegt und mit drei Holzkeilen, die zwischen Außenleiste und Metallfuß geschlagen werden, verkeilt. So entsteht eine feste Form mit zwei Gießrillen für die Morsellenmasse, die an den vier offenen Enden mit je einem Begrenzungsklotz verschlossen werden. (Abb. 4)

Samuel Hahnemann (1755-1843) – lebte 1795 in Braunschweig, 1796-1799 in Königsutter – beschreibt die Herstellung von Morsellen folgendermaßen: „Morsellen sind eine harte Konfektion mit

Hülfe des Feuers bereitet, aus gröblich zerkleinerten, gewöhnlich dem Gaumen angenehme Drogen und Zucker zusammengesetzt. Der in einer kleinen Menge Wasser aufgelöste feine Zucker (in einem Verhältnisse wie 3 zu 16) wird bis zur Tafelkonsistenz (ad consistentiam tabulandi) oder bis zur „Feder“ (ungerührt) über dem Feuer stehen gelassen, das ist, bis etwas mit dem Spatel herausgenommen und schnell in die Luft geschleudert als eine Pflaumfeder sich zertheilt, man nimmt ihn dann zugleich vom Feuer, und rührt ihn mit dem Spatel, bis er sich am Rande der Pfanne undurchsichtig anzusetzen (abzusterben) anfängt. Dieß wird durch Zusatz etwas Weingeistes befördert. Geschiehet dieß, so werden die Spezies wohl darunter gemischt und die Masse in befeuchtete hölzerne Formen ausgegossen, vor dem völligen Erkalten aber in längliche Vierecke – etwa einer Unze (30,1 Gramm) schwer – mit einem Messer zerschnitten.“ Dieses Konfekt wurde natürlich nicht, wie heute, für die Einnahme als i-Tüpfelchen nach einem reichhaltigen Essen hergestellt. Vielmehr dienten Morsellen als Medizin (man kannte u.a. Morsuli purgantes, M. contra Vermes, die blutreinigenden M. antimoniales Kuneckelii und M. imperatoris.)

Die Rezepturen wurden in den Apotheken gehütet. Jeder Apotheker mischte Gewürze und andere Zutaten zu seiner eigenen „Species ad Morsulos“. Als Ingredienzien nahm man:

1. Alle zur Latwerge tauglichen Pulver, Gewürze wie z.B. Zimt, Nelken, Muskat, Ingwer, Kardamom, Galgant ... „Die Pulver dürfen mit dem Zucker nicht gekocht werden, man rührt solche nur unter denselben, ehe man ihn in die Form gießt, sonst werden die Morsellen zähe.“
2. Kerne z.B. Mandeln, Pistazien: „Das Ranzigtwerden dieser Kerne ist nicht zu befürchten, denn der Zucker beschützt sie.“
3. Eingemachte Sachen, z.B. Orangeat, Zitronat



Abb. 3: Morsellen

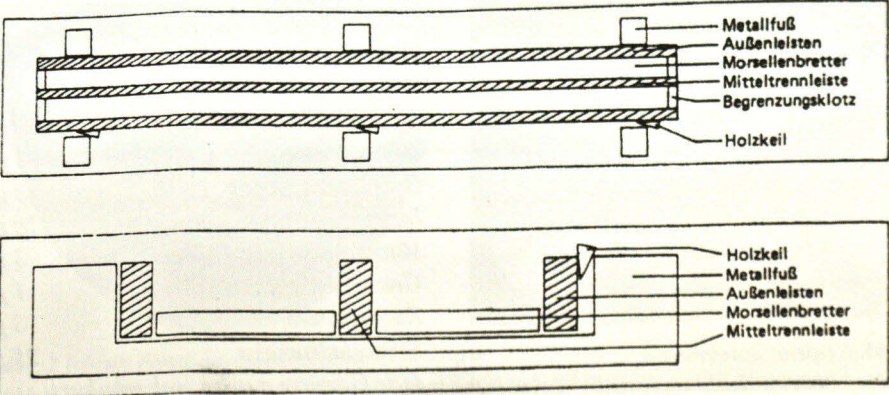


Abb. 4: Gießform

(aus: Pichlers „Anleitung, Rezepte zu schreiben“)

Damit die Morsellen hübsch bunt aus-
sahen, verwendete man auch noch
„blaue und rothe Blumen“. Das Ein-
färben der Mandelstifte ist heute per
Gesetz verboten. Die eingesetzten Ge-
würze enthalten Bitterstoffe und andere
verdauungsfördernde Bestandteile, so-
dass Morsellen nach einem fetten Gän-
sebraten eine willkommene Magener-
leichterung bringen. Sie sind Kräuter-
schnaps in süßer, fester Form,
verhindern aber nicht die Fettverdau-
ung und sind nicht abführend.

Das Zubereiten von Morsellen ist keine
einfache Sache. Das erfuhr auch ein
Studentinnenteam der Carolina-
Wilhelmina-Universität zu Braunschweig
während ihrer Wahlpflichtfacharbeit
„Zimt – Magen-therapeuticum im Wandel
der Zeit“ (Wintersemester 2007/2008).
Erstklassige Rohstoffe und größte Sorg-
falt sind Voraussetzung für gutes Ge-
lingen. Die Zuckermasse im Kupferkessel
(bei anderen Gefäßen entsteht ein Boden-
satz von verbranntem Zucker) muss
ständig gerührt werden und die Form gut
angefeuchtet (gekühlt) sein, bevor die
heiße Morsellenmasse zügig und mit
Geschick eingefüllt wird. Ebenso wich-
tig sind die richtige Rezeptur und
Fingerspitzengefühl.

Abgesehen von der
Schwierigkeit zu
erkennen, wann
der Zucker
beim Schleu-
dern vom
Spatel wie
eine Feder
niederfällt, ist
es nicht ratsam,

ein GMP-fähiges Labor zu verzuckern.
(Labor mit Bescheinigung nach GMP =
good manufacturing practice)

Durch die moderne Arzneimittelher-
stellung gerieten die Morsellen immer
mehr in Vergessenheit. Diejenigen Apo-
theker, die des Morsellenkochens noch
kundig waren, ließen schließlich die
Arzneizusätze fort und stellten gut
schmeckende Morsellen für Freunde
und Kunden ihrer Apotheke zum Weih-
nachtsfest her. Bis vor wenigen Jahren
wurden Gewürz-Morsellen noch in der
Hubertus-Apotheke in Norderstedt und
Magenmorsellen in der St. Jakobi-Apo-
theke in Lübeck hergestellt. Inzwischen
ist die Schwan-Apotheke in Hamburg
die einzige in Norddeutschland, die zu
Weihnachten noch original hergestellte
Morsellen vertreibt.

Dort wird nach folgender Vorschrift ge-
arbeitet: In einem großen Kupferkessel
werden 5 kg Zucker mit 1 Liter Wasser
auf offener Gasflamme auf 116 °C er-
hitzt. Statt der Federprobe benutzt man
einfacher ein spezielles Zuckerthermo-
meter. Die Masse wird dann vom Feuer
genommen, damit sie erkaltet.
Während des Abkühlens muss man
wiederholt umrühren und dabei Puder-
zucker aufstreuen. Nach einiger Zeit
fängt der Zucker an, sich zu trüben und
wird dicker. Wenn er die Konsistenz
von dünnflüssigem Honig hat, milchig-
trübe und etwas grießkörnig ist, setzt
man die weiteren Zutaten zu. Dann
wird die Masse schnell in die an-
gefeuchtete Morsellenform gegossen.
Nach dem Erstarren der Masse werden
die Keile gelockert, die Begrenzungs-
leisten entfernt, und es kann auf den
Morsellenbrettern der feste Strang mit
dem Messer geschnitten werden.

Die Zutaten für die „Kaiser-Morsellen
– Morsuli imperatoris“ (bezogen auf 1
Kessel) sind:

Mandeln, süß	800 g
Zitronat und Orangeat	
zu gleichen Teilen	320 g
Zimt	23 g
Galgantwurzel	18 g
Ingwer	18 g
Muskatnuss	3 g
Gewürznelken	1 g
Kardamomen	3 g
Schokoladenmasse	25 g

(alle Gewürze werden grob gepulvert)
Diese Ingredienzien werden in die

kochende Zuckermasse gegeben und
umgerührt. Dann wird das Ganze in die
angefeuchtete Holzform gegossen.
Durch Aufklopfen der Form auf dem
Tisch wird die Masse verteilt und – be-
vor sie ganz erkaltet ist (ca. 5 min) – zer-
schnitten. Außer den Kaiser-Morsellen
gibt es in der Schwan-Apotheke:
Zitronen-Morsellen, Kaffee-Morsellen,
Schokoladen-Morsellen und Marzipan-
Morsellen..

Eine neuere Form sind Apothekers
Magen-Morsellen der Firma Pfleger
mit 10 Gewürzen. Sie entsprechen hin-
sichtlich der eingesetzten Gewürze und
Drogen der handgeschriebenen
Rezeptur des Bernhard Stolle. Dieser
hatte sie in der Sarnow'schen Hofapo-
theke in Schwerin 1856 unter dem
Namen „Mosuli Imperatoriae“ kennen
gelernt.

Die Herstellungsweise musste an
technische Gegebenheiten angepasst
werden. Nach wie vor wird die Zucker-
masse in Kesseln gekocht, wobei die
richtige Temperatur und damit die
Konsistenz zur Einarbeitung der Zu-
taten jetzt mit Hilfe eines Thermo-
meters festgestellt wird. Um ent-
sprechende Stückzahlen fertigen zu
können, ist ein Ausgießen nicht mög-
lich. Die Masse wird stattdessen zu
einem Strang geformt, von welchem
Stücke abgeschnitten und auf einer ge-
eigneten Maschine in die jetzige Form
gebracht werden. Der Tradition gemäß
werden sie in Spanschachteln verpackt.
(Abb. 5)

Versetzen Sie sich beim Genuss dieses
alten Apotheker-Konfekts zurück in die
Ruhe der Zeit vor 300 Jahren. Sie er-
halten etwas anderes als Schokolade
oder sonstiges Konfekt. Morsellen sind
etwas ganz Besonderes – eine
historische Spezialität aus der Apo-
theke. (Abb. 6)

Unsere Vorfahren pflegten, Morsellen
mit einem Glas Weinbrand oder bei
einer Tasse Kaffee zu genießen.

Abb. 1 und 2 von Annegret Wohlberg,
Abb. 3 bis 6 von Axel Hermann.

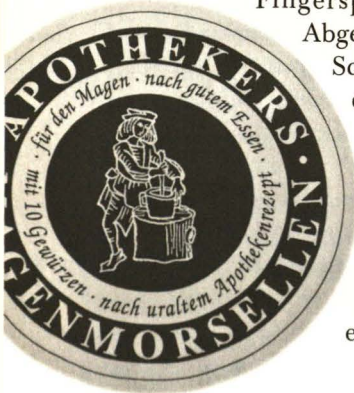
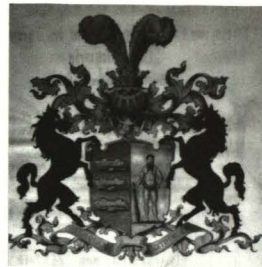


Abb. 5 (oben): Spanschachtel

Abb. 6 (unten): Holzkiste „Morsellen“ der
Schwan-Apotheke Hamburg

Die Rittergutsfamilie Mackensen von Astfeld



Text von
Georg Kleinwächter

Es war einst ein Mustergut, das Rittergut Astfeld, vor hundert und mehr Jahren. Doch der legendäre Gutsherr Alexander Mackensen von Astfeld, früh Witwer geworden, war der Verantwortung müde und gab es an jüngere Verwandte weiter. Diese verkauften das Gut 1917, sehr zum Leidwesen der Großfamilie. Es wechselte danach in kurzer Zeit mehrmals seinen Eigentümer und wurde schließlich nach tragischem Niedergang zu Anfang der 1950er Jahre vorwiegend für Heimatvertriebene aufgesiedelt. Ja, alles hat seine Zeit.

1842 kaufte der erst neunundzwanzigjährige Carl Mackensen das mit weniger als fünfhundert Hektar verhältnismäßig kleine Rittergut Astfeld von der Familie Cleve, die die Gutsgebäude baulich erweitert und verbessert hatte. Als Vorwerk gehörte das Schriftsassengut Langelsheim – der Große Hof – dazu. Der überaus tüchtige Ahnherr der Familie entwickelte das Rittergut Astfeld trotz geringer Bodengüte zu Rang und Ansehen eines Mustergutes. Dazu trug wesentlich die hervorragende Qualität und Bedeutung seiner weit über das Herzogtum Braunschweig hinaus berühmten Pferdezucht bei. Carl Mackensen von Astfeld züchtete in Astfeld fast ausschließlich Rappen, überwiegend Hannoveraner Halbblut. Von anderen Farben trennte er sich sogleich und ließ bestenfalls gelegentlich eine besonders dunkelbraune Farbe gelten. Die Astfelder Remonten wurden hauptsächlich vom Militär gekauft, wofür in damaliger vormotorisierter Zeit ein ständiger Bedarf bestand. Großen Absatz fand sein hervorragendes Material an Reit- und Kutschpferden vornehmlich in Gutskreisen. Es ist überliefert, dass Angehörige höchster deutscher Adelshäuser Rappen aus Astfelder Zucht geritten haben. So soll auch dem Historienmaler Professor Hermann

Wislicenus für den schneidigen Rappen, auf dem Kaiser Wilhelm I. hoch zu Roß aus dem Kolossalgemälde im Kaisersaal der Goslarer Pfalz auf die Betrachter herniederblickt, ein Original aus Astfelder Zucht als Modell zur Verfügung gestanden haben. Das Astfelder Flurstück „Fohlenkoppel“ – inzwischen zum Teil zur Sportanlage umgewandelt – erinnert noch an die einstige berühmte Astfelder Pferdezucht.

Carl Mackensen besaß im Gegensatz zu den meisten damaligen Gutsbesitzern keinen militärischen Rang, jedoch oblagen ihm neben der Führung seines Rittergutes Astfeld zahlreiche ehrenvolle Aufgaben. So war er unter anderem Fürstlich Schaumburg-Lippischer Generalpräfekt, Fürstlich Münsterischer Generalmandatar, Delegierter der Ritterschaft zur Braunschweigischen Landesversammlung (Landtag) sowie Gründer und lang-

jähriger Vorstandsvorsitzender des Ritterschaftlichen Creditvereins in Wolfenbüttel. Dazu verwaltete er mehrere Güter im In- und Ausland.

Zwar war Carl Mackensen nicht Kirchenpatron der Astfelder Kirchengemeinde, jedoch hatte er dazu eine besondere Beziehung. So hat das Rittergut Astfeld für den Neubau der Astfelder evangelischen Kirche „St. Laurentius“ 1871/72 mit seinen Gutsgepanssen unentgeltlich die Fuhren für Baumaterial, insbesondere mit den schweren Sandsteinquadern aus den Lutterschen Steinbrüchen, geleistet. Ferner wurde maßgebliches Inventar gestiftet. Die Gutsbesitzerfamilie Mackensen erhielt dafür in der Nord-Ost-Seite des Chorraumes der Kirche eine Familienloge und unter dem Chor als Erbbegräbnis eine geräumige, begehbare Familiengruft mit separatem Zugang von außen.



Abb. 2 (oben): Familienwappen Mackensen von Astfeld.

Abb. 1 (unten): Rittergutsbesitzer Carl Mackensen von Astfeld, 1813-1902, und Ehefrau Sophie Mackensen von Astfeld geb. Ehlermann, 1822-1905.



Abb. 3 (oben): Rittergutsbesitzer Alexander Mackensen von Astfeld, 1852-1931, und Ehefrau Agnes Mackensen von Astfeld geb. Kuntzen, 1853-1899.

Abb. 4 (unten): Rittergutsbesitzer Alexander Mackensen von Astfeld, 1852-1931 (zweiter von rechts), zwischen seinen Kindern Georg, 1882-1964, und Elisabeth, 1883-1965; dabei (ganz links) sein Neffe Rudolf, 1884-1952. Aufnahme etwa 1905 auf dem Mühlenweg in Astfeld mit Blick auf die Harzberge.



Nach der Überlieferung besaß Carl Mackensen zwar keine ausgeprägten soldatischen Interessen, wohl aber eine überragende Befähigung als Agrarier. Darüber hinaus war er ein Unternehmer mit überzeugenden Führungsqualitäten und großer Autorität und hatte dank vielseitiger Verbindungen einen erheblichen Einblick in die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse seiner Zeit, weit über seine welfische Heimat hinaus.

So fügte es sich geradezu zwangsläufig, dass der Rittergutsbesitzer Carl Mackensen 1888 in „Anerkennung und Würdigung seiner großen Verdienste“ vom Regenten des Herzogtum Braunschweig, Prinz Albrecht von Preußen, in den erblichen Adelsstand erhoben wurde. Er führte von nun an den Familiennamen Mackensen von Astfeld, um seine Verbindung mit dem Ort Astfeld zu manifestieren und unterschied sich damit auch von anderen „von Mackensen“-Verwandten. August von Mackensen, der bekannte Generalfeldmarschall des Ersten Weltkrieges, war sein Neffe.

Tüchtig und erfolgreich, aber bescheiden in ihren Ansprüchen, so sind Carl Mackensen von Astfeld (1813-1902) und seine Ehefrau Sophie geb. Ehlermann (1822-1905) in den Überlieferungen beschrieben. (Abb. 1) Carl Mackensen von Astfeld setzte sich stets für seinen Ort Astfeld ein. Zwischen der Gutsbesitzerfamilie und den Astfelder Dorfbewohnern bestand ein gutes Einvernehmen. Wo sich Bedürf-

nisse ergaben oder gar Not einzog, stand er helfend bei. (Abb. 2)

Astfeld hat prunkvolle und bescheidene Beerdigungen der Familie Mackensen von Astfeld gesehen, mit und ohne militärisches Gepräge. Wurden die Söhne als Offiziere mit allen militärischen Ehren in der Familiengruft bestattet, so waren die Beisetzungen ihrer Eltern Carl und Sophie Mackensen von Astfeld, wie von ihnen testamentarisch bestimmt, geradezu bescheiden.

Bleibt nachzutragen, dass Carl und Sophie Mackensen von Astfeld vier Kinder hatten, sämtliche in Astfeld geboren:

1. Rudolf Mackensen von Astfeld (1844-1929), verheiratet mit Clara geb. Löbbecke (1847-1905). Er schied als Major aus dem Militärdienst aus. Aus der Ehe sind fünf Kinder hervorgegangen, davon vier Söhne, die und deren weitere Nachkommen den ehrenwerten Namen „Mackensen von Astfeld“ weitertragen, auch wenn sie sich, da im täglichen Leben im Umgang mit diesem Namen einfacher „von Mackensen“ oder „von Mackensen-Astfeld“ nennen, wie dies auch ihr Ahnherr Carl Mackensen von Astfeld bereits getan hatte.
2. Alexander Mackensen von Astfeld (1852-1931), verheiratet mit Agnes geb. Kuntzen (1853-1899). (Abb. 3) Er war Rittmeister der Reserve und übernahm das väterliche Rittergut (siehe nachfolgend). Sie hatten zwei Kinder. (Abb. 4) Der Familienstamm ist erloschen.
3. Therese Mackensen, nicht adelig, da vor der Nobilitation (= Adellung) des Vaters geboren und verstorben (1855-1875). „Gestorben an gebrochenem Herzen“, so überliefert; offenbar wurde damit eine schwere Krankheit umschrieben.
4. Iwan Mackensen von Astfeld (1861-1944), verheiratet mit Hedwig Wittekop (1866-1946). Er schied als Oberst aus dem Militärdienst aus. Sie hatten drei Kinder. Der Sohn fiel im Ersten Weltkrieg, sodass die männliche Linie dieses Stammes erloschen ist.

Das Rittergut Astfeld ging vom Stammvater Carl Mackensen von Astfeld – acht Jahre vor seinem Tod, 1894 – auf

seinen zweiten Sohn Alexander über. Zuletzt haben es sein jüngerer Bruder Iwan und ihr beider Neffe Hans noch drei Jahre besessen. Doch diese hatten keine rechte Bindung dazu und verkauften es 1917 in fremde Hände.

Alexander Mackensen von Astfeld war noch vor Jahren den ältesten Astfeldern als ihr legendärer Gutsherr in Erinnerung. Was sie nicht mehr selbst erlebt hatten, wussten sie vom Erzählen ihrer Vorfahren. Von ihm ist wegen der zeitlichen Nähe ungleich mehr als von seinem Vater an Erinnerungen überliefert worden.

Alexander Mackensen von Astfeld hatte wie sein Vater „das Sagen“ im Dorf. Sein Wille hatte zu geschehen. Auch die politische Gemeinde und die Kirchengemeinde hatten sich in ihren Entscheidungen nach ihm zu orientieren. Er stand der Freiwilligen Feuerwehr sowie dem Krieger- und Landwehrverein in Astfeld vor. Wie sein Vater bekleidete er höhere Ämter. So war er neben seinem Offiziersrang eines Herzoglich Braunschweigischen Rittmeisters unter anderem auch Fürstlich Münsterischer Generalmandatar, Delegierter der Braunschweigischen Ritterschaft in der Landesversammlung (Landtag), Vorstandsvorsitzender des Ritterschaftlichen Creditvereins Wolfenbüttel, Vorsitzender der Braunschweigischen Landwirtschaftskammer und stellvertretender Vorsitzender des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz.

Standes- und erziehungsgemäß war Alexander Mackensen von Astfeld ein autoritärer Patriarch von militärischer Strenge, doch gerecht und sozial zu seinen Gutsleuten. Im Gegensatz zu seinem Vater überwog in seinem Verhalten das Militärische. Man sagt, er sei als Reserveoffizier mehr Soldat als Landwirt gewesen. Seine ihm untergebenen Gutsleute redete er überwiegend mit deren Vornamen oder Beinamen und mit „Du“ an, die übrigen Dorfbewohner, die ihm ebenfalls mit Hochachtung und Respekt begegneten, jedoch zumeist mit dem Familiennamen und mit „Sie“. Er selbst ließ sich mit „Herr Rittmeister“ anreden. Sprach er seine Leute an, standen die Männer nach damaliger militärischer Erziehung stramm, ging er an ihnen vorbei, nahmen sie Haltung an.

So spielte das Militärische eine große Rolle. Bei Einstellung einer neuen Arbeitskraft kam vom Gutsherrn stets als wichtige, oftmals entscheidende Frage: „Haben Sie gedient?“ Antwortete der Gefragte mit „ja“, war schon viel gewonnen und es schloss sich die Frage an: „Bei welchem Truppenteil?“ War es gar das eigene, war die Einstellung so gut wie sicher. War es ein Truppenteil eines Freundes oder Kameraden, war es nützlich, wenn der Bewerber von diesem eine Empfehlung vorweisen konnte. Gute Leute wurden auf diese Weise gegenseitig weiterempfohlen und standen als „guter Mann“ in herrschaftlicher Gunst, zu beiderseitigem Vorteil.

Wie unter seinem Vater zeichnete sich das Rittergut Astfeld auch unter seinem Sohn Alexander als Mustergut aus. (Abb. 5) Die Landwirtschaft war zu der Zeit sehr arbeitsintensiv. So hatte das Gut eine Vielzahl ständig Beschäftigter sowie Saisonkräfte. Zu den Saisonbeschäftigten zählten in erster Linie die Gutsarbeiterfrauen und deren Kinder vom zehnten Lebensjahr an.

Dass auf dem Rittergut Astfeld alles so reibungslos funktionierte, lag ebenso an der guten Betriebsführung, wie auch an den guten Leuten. Die hatte das Rittergut Astfeld und das wusste auch der Gutsherr zu schätzen. Manche Gutsleute blieben Jahrzehnte da, manche ihr ganzes Leben lang. Manche Familien dienten schon seit Generationen auf dem Gute. Manchmal auch Vater und Sohn zugleich, fast immer aber die saisonweise mitarbeitenden Ehefrauen. So ist überliefert, dass Alexander Mackensen von Astfeld den Tanz beim jährlichen Erntefest mit der Saisonarbeiterin eröffnete, die die meisten Stunden bei der Ernte geleistet hatte. Die Frauen sollen darin auch gewetteifert haben. Von Gutsveteranen ist überliefert: „Er war ein guter Herr; streng, aber gerecht.“

Als Beispiel für „streng, aber gerecht“ dient folgende Überlieferung: Ein Gutsarbeiter hatte gestohlen und fürchtete seine Entlassung. Doch wider Erwarten konnte er bleiben, musste aber eine Woche lang täglich vor dem Gutsherrn erscheinen und das Versprechen wiederholen: „Ich habe

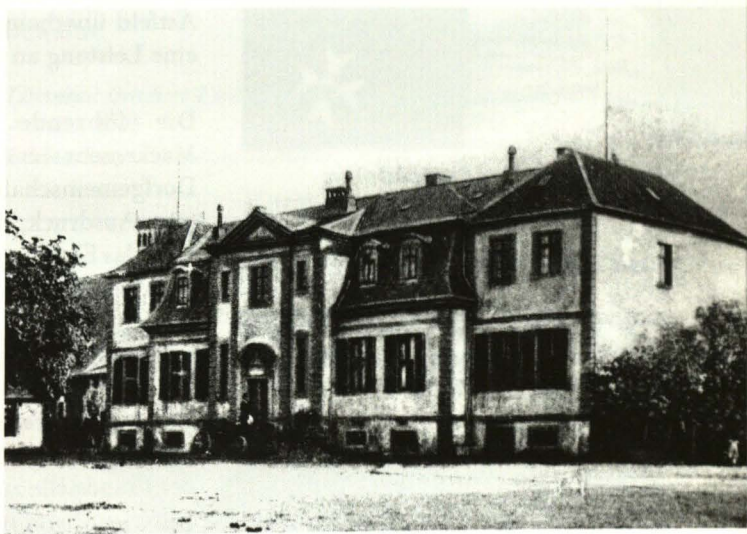


Abb. 5 (oben): Gutshaus des Rittergutes Astfeld, Aufnahme vor 1914.

Abb. 6 (unten): Am 13.06.1909 besuchte der Regent des Herzogtums Braunschweig, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg, den Ort Astfeld und dabei insbesondere den Rittergutsbesitzer und Rittmeister der Reserve Alexander Mackensen von Astfeld. Hier verlässt er dessen Gutshaus über die parkseitige Terrasse, um sich mit dem Automobil (man beachte das Kennzeichen, es trägt: B und Krone) zum Besuch in Langelsheim zu begeben.

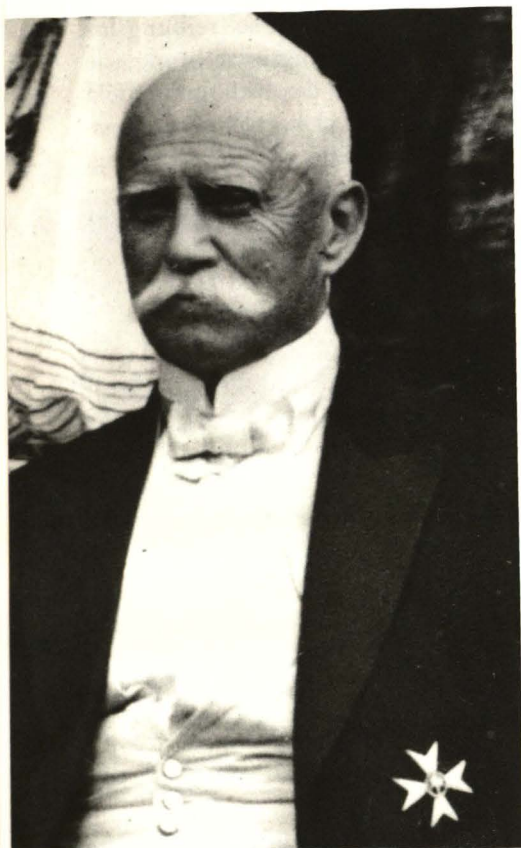


Abb. 7: Der legendäre Rittergutsbesitzer Alexander Mackensen von Astfeld, 1852-1931, Aufnahme etwa 1930 in Binder, wo er seine letzten Lebensjahre verbrachte.

meinen Herrn bestohlen, ich will es nicht wieder tun.“ Es war offenbar ein fleißiger Mann, den der Gutsherr nicht entbehren wollte.

Besonders aber wurde den Gutsherren Mackensen von Astfeld – Vater und Sohn – hoch angerechnet, dass sie ohne deren Verschulden hilfsbedürftig gewordenen Leuten – bedauernswerten Frühinvaliden, die durch Krankheit oder Unfall bei der Arbeit, beim Militärdienst oder durch Kriegsverletzungen gebrechlich geworden waren, wie auch Altersinvaliden mit gebeugtem Rücken oder von Rheuma geplagten Gliedern – deren Versorgung nicht zum Leben reichte, mit leichten Arbeiten auf dem Rittergut ein „Gnadenbrot“ gewährten. Bevorzugt wurden unzureichend versorgte Witwen mit Kindern beschäftigt. Im Dorf sprachen die Eheleute Alexander und Agnes Mackensen von Astfeld auch gern alte Leute an und unterhielten sich mit ihnen. Wöchnerinnen erhielten Besuch und Zuwendungen von der „Gnädigen Frau“.

Alexander Mackensen von Astfeld war ein ausgezeichnete Reiter, jedoch

noch lieber führte er als Kutscher die Zügel. Dabei probierte er alle denkbaren Zusammenspannungen. Am liebsten fuhr er Vier lang; „in Vollendung“ wird ihm bewundernd nachgesagt. Überliefert ist auch folgender Bericht eines Neffen: „Ein Glanztag für die Astfelder Rappen war die Vorführung während einer landwirtschaftlichen Ausstellung in Braunschweig in dem ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts. Onkel Alexander stellte zwei Vierer-Züge in Konkurrenz mit zwei Schimmel-Vierer-Zügen des Herzöglichen Hofes vor. Dass die Astfelder Rappen dabei zweite Sieger bleiben mussten, war bei den dem Herzöglichen Marstall gegebenen Möglichkeiten an Adjustement (= Ausrüstung, Uniform), Wagenpark und Kutscher-Auswahl selbstverständlich. Dass Astfeld überhaupt konkurrierte, war eine Leistung an sich.“

Die führende Rolle Alexander Mackensens von Astfeld in der Astfelder Dorfgemeinschaft kommt auch darin zum Ausdruck, dass er von 1889 bis 1912 das Ehrenamt des Astfelder Feuerwehrhauptmanns innehatte. Er stellte auch regelmäßig für die pferdespannte Feuerspritze die Gespanne. Brach ein Brand aus, hatte er den Ehrgeiz, mit den Feuerwehrmännern auch außerhalb möglichst als erste Wehr an der Brandstelle zu sein. Drohte ein Gewitter, so hatten stets zwei Gespanne einsatzfähig bereitzustehen. Mitunter wurde vorsorglich auch gleich angespannt, drohte ein Blitz damals doch noch häufiger als heute in die teilweise noch strohgedeckten brandempfindlichen Gebäude einzuschlagen und ihnen den „Roten Hahn“ aufzusetzen. Ertönte das Feuerhorn, so eilten die Feuerwehrmänner zum Spritzenhaus. Alexander Mackensen von Astfeld fuhr in einem separaten Wagen, die Zügel selbst führend, der Feuerspritze vorweg. So preschte die Astfelder Wehr im Galopp zum Brandort und so waren die Astfelder tatsächlich vielfach als erste Wehr am Brandort und konnten die dafür von der Brandkasse ausgesetzte Prämie in Empfang nehmen. Gewiss steckte hinter diesem Ehrgeiz auch der Leistungsbeweis für die Güte der Astfelder Pferdezucht.

Zu der patriotischen Verbundenheit der Astfelder zu ihrem Gutsherrn

Alexander Mackensen von Astfeld trugen auch die zahlreichen militärischen Auftritte zu mancherlei Anlässen in dieser Ära in Astfeld bei. Herausragend landauf-landab – so auch in Astfeld – waren in der Kaiserzeit die alljährlichen „Sedanfeiern“. (Zum Gedenken an den militärischen Sieg über die Franzosen am 2. September 1870 bei Sedan.)

Ein besonderes Ereignis fand am 13. Juni 1909 in Astfeld statt. Der Braunschweigische Regent, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg besuchte den Ort und die Gutsbesitzerfamilie Mackensen von Astfeld. Der Zeitzeuge Ernst Immenroth hat darüber unter der Überschrift „Hoher Besuch in Astfeld“ einige Aufzeichnungen gemacht; hier gekürzt: „An dem Tag galt es, den Ort würdig herzurichten. Die Häuser wurden mit blaugelben Fähnchen in den Landesfarben geschmückt. Chausseewärter Wilhelm Heine ging mehrfach die Dorfstraße entlang, um auch das kleinste Unkraut und die letzten „Pferdeäppel“ zu beseitigen.

Der hohe Herr konnte erscheinen; das tat er auch. Er kam mit seinem Automobil, Kennzeichen B mit einer Krone, und hielt zwischen den Fronten der angetretenen Vereine und der Schulkinder. Da kommandierte Alexander Mackensen von Astfeld: „Stillgestanden!“ Die Front der Männer erstarrte, wie zu Stein. Gediente Soldaten, man sah es. Der hohe Herr mit Adjutant wurde nun von den Obrigkeiten begrüßt, dann schritt er die Front ab. Nach Besichtigung der Dorfkirche, die er sehr schön gefunden haben soll, begab er sich zum nahen Gutshaus, um zu speisen. Von dem, was auf den Tisch kam, wussten die größeren Jungen ein Gericht. Forellen aus dem Wellbach, die sie vor dem Ereignis hatten fangen müssen. Nach langem Warten – auch der Schulkinder, die dann weisungsgemäß „hurra“ riefen und Fähnchen schwenkten – rollte das Automobil durch das Spalier der Kinder und das Parktor hinaus Richtung Langelsheim, zum dortigen Besuch. Ein Ereignis von bleibender Erinnerung.“ (Abb. 6)

Seinen Lebensabend verbrachte Alexander Mackensen von Astfeld bei seiner Tochter und seinem Schwiegersohn Rudolf Brandt auf dem, dem

Fürsten zu Münster gehörenden Rittergut Binder bei Baddeckenstedt, dessen Generalmandatar er gewesen war. Das Gut hatte sein Schwiegersohn gepachtet. In Binder ist er am 9. Oktober 1931 – an seinem neunundsiebzigsten Geburtstag – gestorben, zweiunddreißig Jahre nach seiner Ehefrau. Mit militärischen Ehren wurde er in der Familiengruft neben seiner Ehefrau inmitten seiner Eltern und anderen Verwandten bestattet. (Abb. 7)

So endete die legendäre Ära Mackensen von Astfeld auf ihrem Rittergut in Astfeld, die auf die gesamte Dorfgemeinschaft ausstrahlte. Da verband sich die Verantwortung des Gutsherrn mit der Arbeit seiner Gutsleute zu einer gegenseitigen Sozialgemeinschaft auf dem Dorfe. (Abb. 8)

Die Namensträger Mackensen von Astfeld sind in alle Winde verstreut. In Astfeld wohnt keiner mehr. Geblieben ist aus örtlicher Sicht der Ortsname Astfeld in ihrem Familien-

namen und ihre Familiengruft in der Astfelder Kirche „St. Laurentius“. Ehrentvolle Erinnerungen und Überlieferungen sind zusammengefasst in der Ortschronik vor dem Vergessen bewahrt.

Literatur: Ortschronik von Georg Kleinwächter: Astfeld im 20. Jahrhundert. – Goslar. 2001.
Bildnachweis: Heimatstuben Astfeld.



Abb. 8: Astfelder Ansichtskarte, um 1910; oben (von rechts): Gutshaus und Fohlenkoppel.

Ein Helmstedter Künstler als Museumsleiter:

Berndt Schürmann (1925-2004)

Text von Matthias Krüger

12 Jahre hat Berndt Schürmann Verantwortung für das Helmstedter Kreisheimatmuseum getragen. Als letzter ehrenamtlicher Leiter hat er die Einrichtung im ehemaligen Weinkeller des Juleums trotz oft schwieriger Rahmenbedingungen ein wichtiges Stück vorangebracht. Unter seiner Ägide ist die Kunst, ist die regionale Kunst fester Bestandteil der Museumsarbeit gewesen und geworden. Das verwundert nicht; denn Schürmann selbst war Künstler mit Leib und Seele. 1925 im westfälischen Beckum geboren, hatte er wie sein früh verstorbener Vater den Holzbildhauerberuf erlernt. Nach der Gesellenprüfung begann der erst 17-Jährige ein Studium an der Münchner Staatlichen Akademie für angewandte Kunst, bis er „kriegswichtige“ Fabrikarbeit leisten musste und dabei an Tuberkulose erkrankte.

Mit der Mutter – sie war Hut- und Putzmacherin – und zwei Schwestern ließ Schürmann sich 1945 eher zufällig in Helmstedt nieder. Bereits die erste Ausstellung eigener Bilder und Plastiken in seiner damaligen Wohnung am Heinrichsplatz verschaffte ihm 1951 öffentliche Beachtung. Ein „bemerkenswertes Talent“ sei Berndt Schürmann, urteilte die Lokalpresse, und ein vielseitiges dazu, wie die nächsten Jahre zeigen sollten: Auch als Kunsthandwerker hatte er bald einen vorzüglichen Ruf über die Grenzen der Stadt hinaus. Metall- und Schaufenstergestaltung, Fotografie oder Werbegrafik – das waren seine Tätigkeitsfelder und sein Broterwerb. Schürmann erhielt z. B. etliche Aufträge der Braunschweigischen Kohlen-Berg-

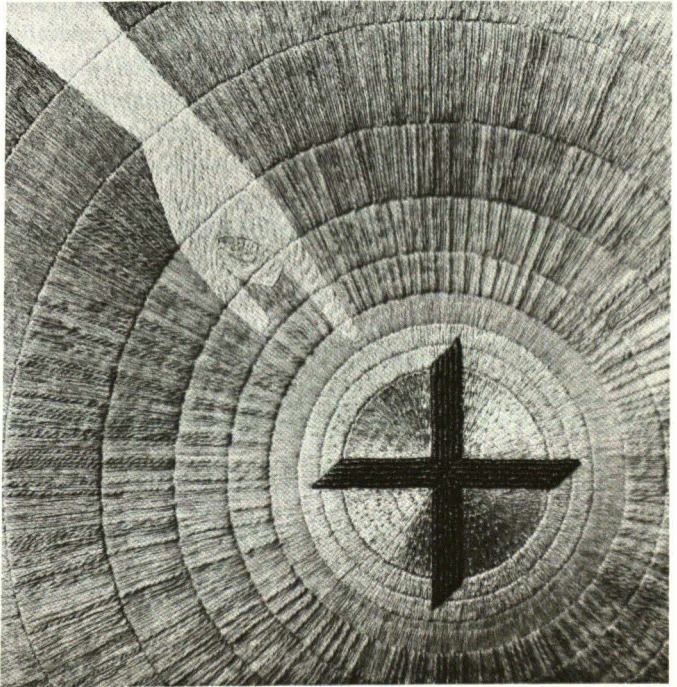


Abb. 1: Kanzelpultdecke der Christuskirche Braunschweig, 1985 gefertigt nach einem Entwurf von Berndt Schürmann. (Quelle: Jubiläumskatalog „125 Jahre Paramentenwerkstatt Kloster St. Marienberg zu Helmstedt“, hg. vom St. Marienberger Freundeskreis für Paramentik und christliche Kunst e. V. sowie der Paramentenwerkstatt der von Veltheim-Stiftung am Kloster St. Marienberg, 1987, S. 43.)

werke AG und dokumentierte lange Zeit per Kamera die Freiluft-Theaterevents in Hannover-Herrenhausen.

In künstlerischer Hinsicht wandte er sich mehr und mehr dem Entwurf von Bildwebereien für sakrale und profane Räume zu. An den Webstühlen der Paramentenwerkstatt im Kloster St. Marienberg, Helmstedt, entstanden nach seinen Vorlagen Antependien, Wandbehänge und Teppiche von faszinierender Ausdruckskraft. Die textilen Meisterstücke, zumeist Auftragsarbeiten, sind zwar nur ein Segment im Gesamtschaffen Berndt Schürmanns. Aber gerade sie haben ihn, ganz zu Recht, einer breiten Öffentlichkeit bekannt gemacht. (Abb. 1)

1966 eröffnete Schürmann eine Galerie im eigenen Haus an der Goethestraße. Er veranstaltete dort zahlreiche Ausstellungen zu unterschiedlichsten Themen – von Indischen Miniaturen bis hin zur Rosenthal-Relief-Reihe –, gründete eine medial vielbeachtete Malschule für Kinder und Erwachsene und unterrichtete nebenher erst stundenweise, dann als fest angestellter Kunsterzieher am Helmstedter (Mädchen-)Gymnasium.

Mit dem (damals noch so genannten) Kreisheimatmuseum kam Schürmann wohl Ende der 1960er Jahre in Berührung. Er dekorierte fast alle Vitrinen der 1971 wegen des Umzugs des Museums vom Bibliothekssaal in das Kellergewölbe neu herzurichtenden Schausammlung und beriet den seinerzeitigen Leiter Otto Müller (1898-1976) anschließend insbesondere in gestalterischen Fragen. (Auch) deshalb dürfte die Berufung Schürmanns zum ehrenamtlichen Museumschef ab dem 1. Mai 1977 keine Überraschung gewesen sein. Die Erwartungen des Einrichtungsträgers Landkreis Helmstedt an ihn waren allerdings hochgesteckt: Unter Schürmann hoffe man auf eine Belebung des Museums, erläuterte Oberkreisdirektor Dr. Dieter Henze die Personalentscheidung. Wenn jede Helmstedterin und jeder Helmstedter bestenfalls ein einziges Mal durch den Juleumskeller gehe, reiche das nicht aus. Die Leute müssten vielmehr zum Wiederkommen animiert werden.

Leichter gesagt als getan. In der Tat hatte das Besucherinteresse an den Artefakten im Juleumskeller spürbar nachgelassen; denn Heimatgeschichte und Heimatkunde waren



Abb. 2: Berndt Schürmann, Mitte der 1980er Jahre. (Foto: Kreis- und Universitätsmuseum Helmstedt)

um jene Zeit nicht gerade die „Renner“. Und gegen das Fernsehen, das Kino und ähnliche Vergnügen der Wohlstandsgesellschaft konnte ein kleines Regionalmuseum an der Zonengrenze ohne besondere Anstrengungen kaum einen Blumentopf gewinnen.

Folgerichtig zielte Berndt Schürmanns Rezept darauf, der Einrichtung eine freie „Nische“ im Kanon der Freizeitangebote zu sichern. Diese Nische hieß für ihn Kunst, und zwar heimische Kunst. Die Präsentation von Arbeiten kreisansässiger Maler, Bildhauer, Grafiker oder Fotografen schien dem frischgebackenen Leiter ein probates Mittel, um die Attraktivität des Museums zu steigern, Stammgäste zu erobern und ein neues Publikum anzusprechen. Die Kunst gehöre nämlich zu den „wichtigsten und auch wertvollsten Gütern im ideellen Sinne“, argumentierte Schürmann. Darum sei es richtig, „sie in einem Museum neben die naturwissenschaftlichen, volkskundlichen oder technischen Exponate zu stellen – als seelisch-geistige Potenz zu Natur und Technik.“

Ab 1980 wurde der Plan Realität. Die erste Werkschau startete im Foyer des Juleums. Sie war dem „Avantgardisten der Provinz“, dem Maler und Bildhauer Thilo Maatsch, zu dessen 80. Geburtstag gewidmet. Ein Ölgemälde und sieben Aquarelle des international geachteten Königslogger hatten Berndt Schürmann zuvor nach kontroverser Kulturausschussdiskussion für die museumseigene, von ihm seit 1978 systematisch aufgebaute Bildersammlung angekauft. Zehn Jahre später sollte die Sammlung schon mehr als 120 Inventarnummern umfassen. (Abb. 2)

Die Kunstaussstellungen im Museum wurden rasch zu einer festen, kommunalpolitisch freilich nicht ganz unumstrittenen Institution und zu einem Markenzeichen der Ära Schürmann. Alles, was in der regionalen Szene Rang und Namen hatte, war vertreten – von Gerd Christmann über Franz Lohrengel bis hin zu Otto Pietzak und Walter Schumann. Die Arbeiten auswärtiger Künstler ergänzten die Reihe, so wie Berndt Schürmann umgekehrt heimische Kunst z. B. in Berlin-Reinickendorf zeigte. Der Versuch, durch wechselnde Darbietungen bei den Besucherinnen und Besuchern „Lust auf mehr“ zu wecken, konnte durchaus Erfolge verbuchen. Schürmann setzte dabei nicht nur auf die Kunst, sondern gleichermaßen auf das traditionelle Kerngeschäft eines Heimatmuseums. Im Laufe der Jahre organisierte er etliche (kultur-)geschichtliche und naturwissenschaftliche Sonderausstellungen. „Backmodeln der Zuckerbäcker und Konditoren“ (1977), „Historische Zinngießerei im südöstlichen Niedersachsen“ (1981) oder „Heizen – vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ (1987) lauteten die Themen. Die Entwicklung der Helmstedter Post (1983) wurde veranschaulicht; schönes altes Spielzeug war zu sehen (1987). Zur Vernissage einer Schau von „Großmutter Postkarten“ (1983) trug Schürmann den Hoffrock des Kreisdirektors Dr. Blasius. Das edle Stück saß (fast) wie angegossen und brachte die gewünschte Werbung, ebenso wie ein Zeitungsfoto, auf dem der Museumsleiter sich gelegentlich der Schlangen-Ausstellung von 1980 wagemutig mit einer riesigen Boa constrictor um den Hals ablichten ließ. Die rund 80, vom Naturhistorischen Museum Braunschweig geliehenen Glas-

kästen voller „Schmetterlinge aus aller Welt“ hatten ein Jahr zuvor über 5.300 Gäste im Juleum bewundert.

Zweifelloos bedeutete jedes dieser Projekte einen Schritt hin zum angestrebten „lebendigen Museum.“ Aber die Sonderveranstaltungen waren eben auch als „Appetithappen“ gedacht, und sie gaben letztlich nur Sinn, wenn die Dauerausstellung den eigentlichen „Hunger“ stillen konnte. Genau hier steckte das Problem: Mit der Schausammlung des Kreisheimatmuseums war inzwischen kein Staat mehr zu machen. Ihr Leitbild von der „ganzheitlichen“ Heimatdokumentation à la Otto Müller hatte das Spezifische der Kreishelmstedter Geschichte eher verschüttet, hatte zu einer Präsentation geführt, die das Publikum durch die Fülle des Materials überforderte und sich inhaltlich über weite Strecken kaum von anderen Regionalmuseen unterschied.

Fortan sollte im Juleumskeller nicht lediglich eine Variation des Immergleichen, sondern etwas Besonderes und Individuelles, etwas Unverwechselbares zu sehen sein. Dies zu erreichen, war das Ziel Berndt Schürmanns. Was hierzu geschehen musste, lag auf der Hand: Die Exponate „ausdünnen“, Unwesentliches aus den Vitrinen entfernen, deren Zahl verkleinern, das Ganze nachvollziehbar und museumspädagogisch sinnvoll gliedern, klare Schwerpunkte bilden – so hieß die Devise. Die Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte, ein echtes „Alleinstellungsmerkmal“ der Helmstedter Gegend, schwebte Schürmann als ein solcher Schwerpunkt vor, daneben etwa die aus eigenen Beständen gut abzudeckenden Themen „Alltag und sakrale Kunst des Mittelalters“, „Zünfte und Innungen“ oder „Leben und Arbeiten im 19. Jahrhundert“. Die Verbindung des jeweiligen Objekts zur Gegenwart und die Zusammenhänge zwischen den einzelnen Abteilungen wollte der Museumsleiter aufzeigen, weshalb es eines Leit- und Informationssystems ohne lange, schwer verdauliche Texte bedurfte. Und natürlich waren die Inventarisierung und die wissenschaftliche Bearbeitung der Schau- und der Magazinsammlung erforderlich, um den Ausstellungswert des vorhandenen Materials überhaupt komplett einschätzen zu können.

Von Anfang an dachte Schürmann intensiv darüber nach, wie das alles genau vonstatten gehen könnte. Er konzipierte und war nicht zufrieden; er brachte neue Detailüberlegungen zu Papier und verwarf sie wiederum. Die sorgsam gestalteten Planzeichnungen für sein „Museum mit Zukunftsblick“, samt und besonders ein wahrer Augenschmaus, lassen erahnen, welch hohe Ansprüche er an seine (Freizeit-)Arbeit stellte und welch quälender Prozess sich da abgespielt haben mag, ein Prozess, der übrigens durch manche Reiberei im Verhältnis zwischen Schürmann und der Kreiskulturverwaltung zusätzlich erschwert wurde.

Zwar verschafften die wissenschaftlichen Hilfskräfte, die der Landkreis ab 1984 befristet engagierte, dem ehrenamtlichen Leiter Entlastung – aber die Dinge kamen trotzdem nicht recht voran; denn die Umstände setzen dem museumsfachlich Wünschenswerten engste Grenzen. Wo beispielsweise sollte man die nicht mehr oder noch nicht benötigten Objekte lagern? Die Magazinräume im Juleumskeller und im Untergeschoss des Schulgebäudes an der Amtsgasse waren schon jetzt viel zu klein und für eine angemessene Aufbewahrung

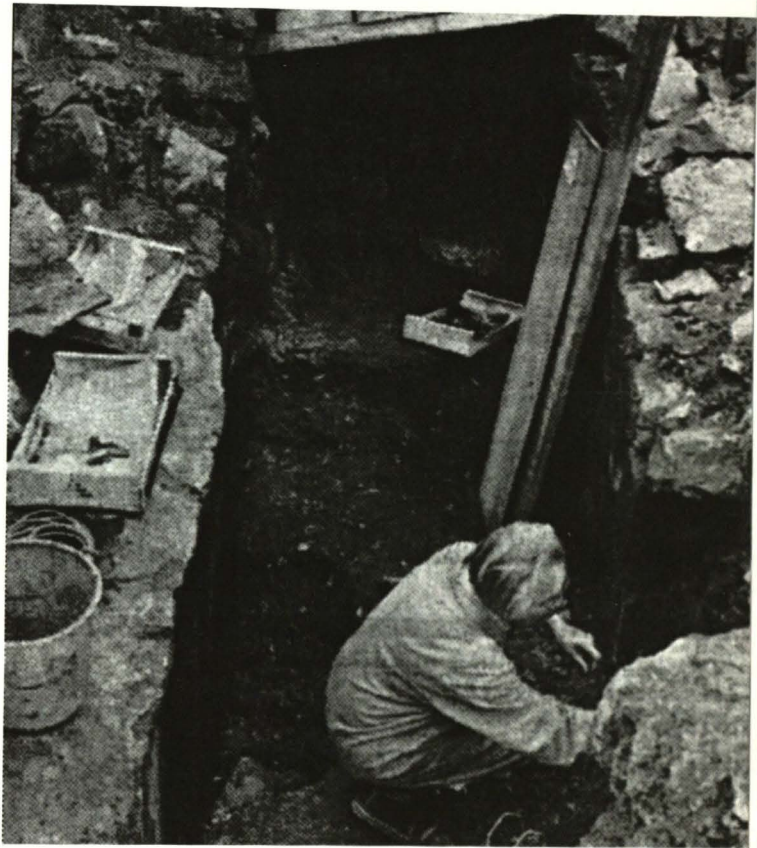


Abb. 3: Schürmann bei den Grabungen vor dem Juleum, 1987. (Foto: Kreis- und Universitätsmuseum Helmstedt)

denkbar ungeeignet. Und wie sollten die Neueinrichtung der Dauerausstellung, das Informationssystem oder die teure Restaurierung vieler Exponate überhaupt bezahlt werden? Die finanziellen Möglichkeiten des Landkreises überstieg das bei weitem, weshalb Schürmann einsehen musste, dass der große Wurf sich nicht in einem Zuge realisieren ließ. Vielmehr konnten – gemessen an der Dimension des Gesamtprojekts – nur „Trippelschritte“ gelingen.

Ein solcher Schritt hatte für Berndt Schürmann ein ungeahntes Abenteuer zur Folge: Im Sommer 1987 begannen die Arbeiten zur Neugestaltung der Freifläche vor dem Juleum. Der dortige Treppenabgang zum Kreisheimatmuseum, bis dato häufig als Entree einer Bedürfnisanstalt missverstanden, sollte beseitigt werden, und der Hof sollte eine neue Pflasterung erhalten. Beim Abtragen des Erdreichs kam am Nordende des östlichen Collegienflügels plötzlich ein alter, nirgends verzeichneter Gewölbebogen zum Vorschein. Im Bodenaushub entdeckte Schürmann durch Zufall Scherben und Knochen. Offenbar handelte es sich um einen Gang, der schräg nach unten in das Gebäude geführt hatte und irgendwann mit Schutt und Abfällen aus Küche und Mensa der Universität verfüllt worden war.

Zum Erstaunen aller erklärte der herbeigerufene Bezirksarchäologe, dass seinerseits auch mangels verfügbaren Grabungspersonals kein Interesse an der weiteren Freilegung der Fundstelle bestehe; man möge den Gang gleich wieder zumauern. Berndt Schürmann traute seinen Ohren nicht. Er konnte doch nicht sang- und klanglos auf die Chance verzichten, direkt vor der Haustür seines Museums quasi einen Blick in die Helmstedter Vergangenheit zu werfen! Also rang

er der Kreisbauverwaltung eine Galgenfrist von maximal vier Wochen für eine Grabung auf eigene Faust ab. (Abb. 3)

Berndt Schürmann wurde zum Stadtarchäologen, und er leistete mit einigen Helferinnen und Helfern ganze Arbeit. Riesenmengen von zerbrochenen, teilweise aber auch intakten Töpfen, Humpen, Krügen und Schalen, von Fayencen, ferner Münzen, Stofffetzen, Glasteile usw. förderte er zutage. Ein Jahr später wurden die mitunter bedeutenden Funde der Öffentlichkeit erstmals vorgestellt. Ohne die Geistesgegenwart und den selbstlosen Einsatz Schürmanns wären sie ein für alle Mal verloren gewesen. Um die Auswertung des geborgenen Materials konnte er sich nicht mehr kümmern.

Ende 1988 erkrankte Berndt Schürmann schwer. Er musste die Museumsarbeit zum 31. August 1989 aufgeben und den Schuldienst quittieren. (Abb. 4) Im Rollstuhl sitzend und von der Krankheit gezeichnet, nahm Schürmann am 26. Oktober 2003 noch als Ehrengast an der festlichen Eröffnung der neuen Dauerausstellung – konzipiert von Marita Sterly M.A.,

Leiterin des nunmehrigen Kreis- und Universitätsmuseums – teil. Zufrieden wird er festgestellt haben, dass viele seiner Ideen von damals unter mittlerweile hauptamtlicher Leitung in die Tat umgesetzt sind und dass das „lebendige Museum“, modern und attraktiv, endlich Wirklichkeit geworden ist.

Anfang Juni 2004 ist Berndt Schürmann in Helmstedt gestorben.

Quellen:

Diverse Jahrgänge der „Braunschweiger Zeitung“ / Akten des Kreis- und Universitätsmuseums Helmstedt. Bezirksamt Reinickendorf von Berlin (Hg.), Zehn Temperamente. Zeitgenössische Kunst aus Helmstedt, 1987. / Gerd Christmann, Berndt Schürmann – ein Helmstedter Künstler, in: Landkreis Helmstedt

(Hg.), Kreisbuch 2002, 2001, S. 181 ff. / Mitteilungsblatt des Museumsverbands für Niedersachsen und Bremen e. V., Nr. 37/Februar 1990, S. 60. / Otto Müller, Führer durch das Kreisheimatmuseum Helmstedt, 2. Auflage 1971. / Marita Sterly, Die Neueröffnung der Dauerausstellung 2003, in: Vom Bibliotheksaal in den Weinkeller. Aus der Geschichte des Kreis- und Universitätsmuseums, hgg. vom Landkreis Helmstedt, 2003, S. 25 ff. / Berndt Schürmann u. a., Konzeption der Dauerausstellung des Kreisheimatmuseums, Juli 1986 (hektographiert). / Matthias Krüger, 75. Gründungsjubiläum und Neueröffnung, in: „Braunschweiger Zeitung“, 25.10.2003.

Abb. 4: Berndt Schürmann, um 2000. (Foto: Martin Schürmann)

Berndt Schürmanns Ausgrabungen auf dem Collegienhof in Helmstedt

Text von Marita Sterly M.A.

Die Geschichte der Alma Mater Julia in Helmstedt, die – 1810 von König Jérôme geschlossen – eigentlich damit ihr Ende gefunden hat, sorgt auch in neuerer Zeit immer wieder für Überraschungen.

1987 sollte der Collegienhof hergerichtet und mit neuem Pflaster versehen werden. Als man dabei am 20. August die Fundamente des östlichen Collegienflügels freilegt, gibt es eine erste Überraschung: Man stößt auf einen alten Gewölbobogen. Der dazugehörige Kellergang ist angefüllt mit Scherben und anderen Materialien, die vom herbeigeeilten ehrenamtlichen Museumsleiter, Berndt Schürmann, vorsorglich geborgen wurden. Das Institut für Denkmalpflege in Braunschweig wird informiert. In Helmstedt wartet man auf die Fachleute, der Besichtigungstermin wird mehrfach ver-

schohen. Am 17. September begutachtet der Bezirksarchäologe Fundort und Fundstücke und erkennt sie als Müllgrube des 17./18. Jahrhunderts. Ein Interesse, die Angelegenheit weiter zu verfolgen, besteht nicht, die Fundstelle soll wieder geschlossen werden.

Abb. v. l. n. r.:

Abb. 1: Der mittelalterliche Gewölbobogen mit Kellergang. Im Vordergrund rechts der Torso eines römischen Kriegers, sonst als Giebelverzierung der Aula zu finden.

Abb. 2: Die Ausgräber (ehrenamtliche): Museumsmitarbeiter und Schulkinder.

Abb. 3: Die Funde wurden in mehr als 30 Obstkisten gesichert.

Abb. 4: Museumsleiter Berndt Schürmann macht am 13.10.1987 das letzte Foto von der Ausgrabungsstelle.

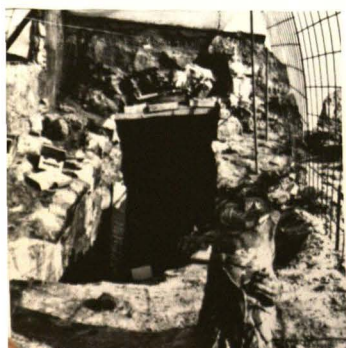




Abb. 5 (links): Das Ausgrabungsgelände vor dem östlichen Collegienflügel.

Abb. rechts v. o. n. u.:

Bierkrug mit Landsknechtmotiv (6),
Teller und Schalen aus der Universitätsmensa
(7 bis 10)



Dies ist der Moment, in dem Berndt Schürmann auf ewig glänzend in die Annalen des Museums und der Forschungen zur Geschichte der hiesigen Universität eingeht: Er erkennt die Bedeutung der Fundstelle und bekundet Interesse an weiteren Ausgrabungen. Er setzt hierfür das Museumspersonal ein, das aber nicht ausreicht. Als Lehrer in Helmstedt mobilisiert er zusätzlich seine Schüler. Und ein Mann legt überall selbst mit Hand an, sichert, sichtet, dokumentiert: Berndt Schürmann fotografiert die Funde „seiner“ Ausgrabung oft noch, wenn schon alle anderen nach Hause gegangen sind. An zahlreichen Nachmittagen wird nun das geborgen, was heute ein besonderer Schatz in der Ausstellung zur Geschichte der Universität in Helmstedt ist: Keramik aus der Mensa und aus der Universitätsküche, Küchenabfälle wie Knochen von Rind, Schwein und Wild, selbst die Schalen von Miesmuscheln, Münzen, Teile von Glasgefäßen, ein Kamm, Metallteile, Baureste, Teile von schwarzen und grünen Kachelöfen, Dachziegel, der rätselhafte Torso einer römischen Kriegerfigur und vieles mehr.

Der Kreisanzeiger Helmstedt schreibt am 2. Oktober 1987: „Unmengen von Überresten vergangener Jahrhunderte. Unbekannter Gang unter dem Juleumshof entdeckt ... Im gewissen Maße sensationell ist sicherlich, daß

direkt vor der „Haustür“ des Kreisheimatmuseums Überreste menschlichen Lebens aus vergangenen Jahrhunderten gefunden wurden ...“ Die Helmstedter Nachrichten berichten am 14. Oktober: „Grabungen gestern abgeschlossen ... Verwunderlich bleibt, daß in keiner neueren oder älteren Betrachtung über das Juleum diese alten Fundamente und Gänge erwähnt wurden ...“

In der neuen Dauerausstellung des mittlerweile zum „Kreis- und Universitätsmuseum Helmstedt“ gewandelten ehemaligen Kreisheimatmuseums werden die von Berndt Schürmann gesicherten Funde den staunenden Besucherinnen und Besuchern aus Stadt und Landkreis, aber immer öfter auch aus weiter entfernten Gegenden, in mehreren Vitrinen präsentiert. Alle ihre Geheimnisse haben die Objekte bis heute nicht preisgegeben.

Abbildungsnachweis:

Abb. 1. bis 5.: Kreis- und Universitätsmuseum Helmstedt/ Berndt Schürmann.

Abb. 6: Bierkrug mit Landsknecht: Mark Holzkamp.

Abb. 7 bis 10: Fotos Keramik: Kreis- und Universitätsmuseum Helmstedt / Marita Sterly.

Dr. Richard Moderhack (1907-2010)

Text von Manfred Garzmann

Zu den ältesten und bis in sein hohes Alter unermüdlich wissenschaftlich aktiven Mitgliedern des 1908 gegründeten Landesvereines für Heimatschutz gehörte zweifellos der langjährige Direktor des Stadtarchives Braunschweig, Dr. Richard Moderhack, der am 14. Juli 2010 in Braunschweig im 103. Lebensjahre verstarb.



Dr. Richard Moderhack
(Foto: Privat)

Am 14. Oktober 1907 in Berlin geboren, hat er nach dem Studium an der dortigen Friedrich-Wilhelms-Universität (heutige Humboldt-Universität) Geschichte, Germanistik, Anglistik und Philosophie studiert und wurde im Sommer 1932 aufgrund seiner Dissertation „Die ältere Geschichte der Stadt Calau in der Niederlausitz“ zum Dr. phil. promoviert. Die erforderliche archivarisches Fachausbildung absolvierte er 1936-1938 am Institut für Archivwissenschaft und geschichtswissenschaftliche Fortbildung (IfA) beim Preußischen Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem. Nach Unterbrechung durch Einziehung zur Wehrmacht 1940-1945 konnte Dr. Moderhack seine Tätigkeit schon am 01. November 1945 durch Berufung an das Stadtarchiv Braunschweig wieder aufnehmen. Ungewöhnlich rasch hat er sich hier für eine gut durchdachte Neugliederung des Stadtarchives samt angeschlossener wissenschaftlicher Stadtbibliothek eingesetzt. Während seiner fast ein volles Vierteljahrhundert andauernden Dienstzeit hat er eine lange Reihe wissenschaftlich fundierter Beiträge veröffentlicht, von denen hier lediglich die facettenreiche Publikation „Hundert Jahre Stadtarchiv und Stadtbibliothek Braunschweig 1861-1961“ (Braunschweig, 1961) sowie die für andere deutsche Städte vorbildlich gewordene Redaktion der „Brunsvicensia Judaica. Gedenkbuch für die jüdischen Mitbürger der Stadt Braunschweig 1933-1945“ (Braunschweig, 1966) erwähnt seien.

Nach der Pensionierung 1970 hat sich Richard Moderhack mit der Erforschung der komplexen Stadtgeschichte Braunschweigs noch intensiver beschäftigt. So schrieb er einen Abriss der älteren Stadtgeschichte für den großen Atlas „Die neuere Geschichte der Stadt Braunschweig, in Karten, Plänen und Ansichten“ (Braunschweig, 1981) und gab den umfangreichen Sammelband „Braunschweigische Landesgeschichte im Überblick“ in drei Auflagen (Braunschweig, 1976, 1977 und 1979) heraus.

Für den Katalog „Braunschweig – das Bild der Stadt in 900 Jahren. Geschichte und Ansichten“ (Braunschweig, 1985) verfasste Richard Moderhack erstmals eine Gesamtschau von „Braunschweigs Stadtgeschichte“; hierzu hat er eine bis 1995 fortgeführte Neuauflage bearbeitet, die als eigenständiger Band „Braunschweiger Stadtgeschichte“ (Braunschweig, 1997) erschien. Zuvor hatte er als Resultat jahrzehntelangen Sammelns zahlreicher einschlägiger Biografien den reich kommentierten Band „Besucher im alten Braunschweig 1438-1913“ (Braunschweig, 1992) vorgelegt.

Dem Verstorbenen sind bedeutende Ehrungen zuteil geworden: Bereits 1947 ernannte ihn die Historische Kommission für Niedersachsen und Bremen zu ihrem Mitglied, und 1964 folgte die Mitgliedschaft in der Familienkundlichen Kommission für Niedersachsen und Bremen sowie angrenzende ostfälische Gebiete. 1970 verlieh ihm der Niedersächsische Ministerpräsident Dr. Georg Diederichs das Verdienstkreuz 1. Klasse des Niedersächsischen Verdienstordens. 1988 erfolgte die Verleihung der Bürgermedaille für besondere kulturelle Verdienste durch die Stadt Braunschweig, die anlässlich des 100. Geburtstages des Jubilars im Jahre 2007 ein wissenschaftliches Colloquium veranstaltete.

Richard Moderhack hat ein wichtiges Kapitel Braunschweiger Stadtgeschichte geschrieben. Daneben umfasst sein Lebenswerk auch bedeutende Beiträge zur braunschweigischen Landesgeschichte sowie zur deutschen Archivgeschichte. Allen historisch Interessierten wird sein Name auch deshalb noch lange in guter Erinnerung bleiben, weil er auch in der Braunschweigischen Heimat zu geschichtlich weitgespannten Themen zahlreiche Beiträge geschrieben hat.

Veranstaltungs- kalender 2010 / 2011

**Braunschweigischer
Landesverein für
Heimatschutz e.V.**

Vorträge

Die Mitglieder des Landesvereins sind
gern gesehene Gäste bei den

Donnerstag-Vorträgen, 19.00 Uhr

*Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte
in Braunschweig,
Fallersleber-Tor-Wall 23, 38100 Braunschweig*

Donnerstag, den 09. Dezember 2010, 16.00 Uhr

**Vorweihnachtliche Stunde in der Kirche St. Petri
Braunschweig,**

Leitung: Frau Pastorin Kühnbaum-Schmidt

Treffpunkt: Eingang der Kirche, Lange Straße 34

Info: T. 0531 / 872482 oder vorsitzender@bs-heimat.de

Donnerstag, den 20. Januar 2011, 19.00 Uhr

Vortrag: „Suse Herford“

Referentin: Marita Sterly M.A.

*Institut für Braunschweigische Regionalgeschichte
in Braunschweig,*

Fallersleber-Tor-Wall 23, 38100 Braunschweig

Info: marita.sterly@landkreis-helmstedt.de

Donnerstag, den 10. März 2011, 19.00 Uhr

Vortrag anschließend Jahreshauptversammlung

(Referent und Thema wird noch bekannt gegeben)

Braunschweigisches Landesmuseum,

Burgplatz 1, Braunschweig

Info: T. 0531 / 872482 oder vorsitzender@bs-heimat.de

Spaziergänge und Besichtigungen

Donnerstag, den 22. Februar 2011

Führung durch das Staatstheater „Großes Haus“

Leitung: Elke Frobese M.A.

Am Theater, Braunschweig

Info: elke.frobese@t-online.de

Änderungen bleiben vorbehalten!

Braunschweigischer Landes- verein für Heimatschutz e.V.

Vorsitzender: Dieter Heitefuß,
Buchfinkweg 10, 38122 Braunschweig

Internet: www.bs-heimat.de

Mitgliedsbeitrag pro Jahr 25,- €
Schüler und Studenten auf Anfrage

Bankverbindung:

Konto 111 690, BLZ 250 500 00
Nord/LB Braunschweig

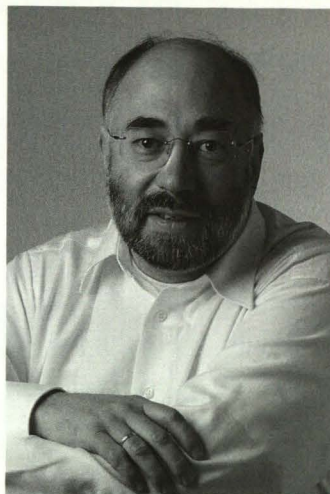


Foto: Peter Sierigk

Klaus-Dietrich Herrmann

11.11.1953 – 28.09.2010

Klaus-Dietrich Herrmann war über 30 Jahre als Redakteur bei der Braunschweiger Zeitung sowohl in der Zentrale als auch in Lokalredaktionen tätig. Er war in dieser Region verwurzelt und beschäftigte sich unter anderem mit der hiesigen Geschichte und der Natur. Er war auch stets bereit, sich für diese Belange einzusetzen. Daher war es auch nahezu folgerichtig, dass er im März 1998 Mitglied im Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz e.V. wurde und die Schriftführung und die Schriftleitung der Vereinszeitschrift „Braunschweigische Heimat“ übernahm. Er trat diese ehrenamtliche Tätigkeit in einer für den Verein schwierigen Zeit an. Klaus-Dietrich Herrmann reformierte die Braunschweigische Heimat und gab ihr sein Gesicht. Sie erscheint seit 1998 im DIN A 4 Format zunächst im schwarz-weiß Druck und ab 2002 dann zum Teil im Farbdruck. Der Druck wurde ab 1998 auch wieder vom traditionsreichen Appelhans Verlag vorgenommen, bei der die Heimat auch früher ihre Heimat hatte.

Seine Ziele drückte er in der Ausgabe 1/1998 wie folgt aus: „Die Heimat soll ein Forum sein für alle die, die sich mit der Region Braunschweig ihrer Vergangenheit und Zukunft beschäftigen, ihre Erfahrungen austauschen, darüber diskutieren wollen – aus welchem Blickwinkel auch immer. Was man aus einem ersten Blick in die alten Ausgaben der Zeitschrift lernen kann, ist vielleicht dies: Es kommt nicht nur darauf an, das Bestehende zu bewahren. Es ist genauso wichtig, die Zukunft mitzugestalten. Dieses Wollen muß die Berichterstattung widerspiegeln. Daß die Gründer dieser Zeitschrift und des Landesvereins dieses taten, war ihr Erfolgsrezept.“ Die von Herrn Herrmann verfassten Artikel in der Braunschweigischen Heimat waren stets lebens- und lesenswert!

Wegen seiner sehr starken Arbeitsbelastung gab Herr Herrmann Anfang 2004 zu unserem großen Bedauern leider seine Tätigkeit im Vorstand des Braunschweigischen Landesvereins für Heimatschutz auf.

Wir danken Herrn Klaus-Dietrich Herrmann für die allzeit sehr gute Zusammenarbeit und werden versuchen, die Heimat in seinem Sinne weiter zu führen. Der Braunschweigische Landesverein für Heimatschutz wird Herrn Klaus-Dietrich Herrmann stets ein ehrendes Andenken bewahren.

Harald Schraepfer Ehrenvorsitzender

Im Bestand gefährdete Schnatterente brütete 2010 im Wasservogelreservat Schöppenstedter Teiche

Text und Bilder von Rolf Jürgens



Die Schnatterente wurde wegen ihrer mittleren Größe früher auch Mittelente genannt. Ihr Verbreitungsgebiet ist groß, aber sie ist selten und brütet vorwiegend auf stark bewachsenen, flachen Binnengewässern. Sie ist scheu und fliegt bei Störung weit weg.

Das Brutgebiet reicht von Island im Westen und großen Teilen Großbritanniens bis nach Südkandinavien und Mitteleuropa.

Der große weiße Flügelspiegel ist markant und auch beim sitzenden Vogel sichtbar. Beim Männchen ist der weiße Spiegel etwas größer als beim Weibchen. Darüber hinaus ist das Männchen unauffällig grau, im Wasser ist vor allem das schwarze Hinterende kennzeichnend.

Die Schnatterente ist ein unregelmäßiger und seltener Brutvogel im Braunschweiger Hügelland. Auf der Roten Liste der Brutvögel Deutschlands ist sie als im Bestand gefährdete Art eingestuft und eine besonders geschützte Art. Im Naturschutzgebiet und Europareservat Riddagshäuser Teiche hat sie schon gebrütet sowie auf den Braunschweiger Rieselfeldern mit einem Paar. Auch im Schöppenstedter Wasservogelreservat kam es im Jahre 2003 erstmals zu einer Brut.

Das Nest der Schnatterente befindet sich meistens am Wasser. Es wird in krautiger und dichter Vegetation gebaut. Man kann es beispielsweise in einem Brennnessel- oder Wieden- und Erlengebüsch sowie auch in hohen Grasbeständen finden.

Die Schnatterente ernährt sich vorzugsweise gründelnd von Blättern der Wasserpflanzen, nimmt aber auch Samen auf. Mit den Pflanzen werden die anhaftenden Insektenlarven, Schnecken und Mollusken gefressen. Ihr Nahrungsspektrum beinhaltet auch Käfer und Wasserwanzen sowie Algen und Wassermilben.

Im frühen Herbst, spätestens im September, verlassen die Schnatterenten unser Gebiet. Ein großer Teil überwintert bereits im Mittelmeergebiet. Ein anderer Teil zieht nach Zentralasien. Große Überwinterungsgebiete befinden sich auch in der Türkei.

Während meiner zahlreichen naturkundlichen Reisen in die Türkei habe ich im Süden der Türkei im Göksu-Delta weit über 300 überwinterte Schnatterenten beobachten können – ein einmaliges Naturerlebnis.